

Des dunklen Prinzen schlagend Herz

Hüte dich vor dem Schatten.

Der Duft von Blut weckt ihn auf.

Noch hat er seine Augen geschlossen und doch weiß er sofort, wo er sich befindet. Die Planken, an die er sich lehnt, schwanken in dieser ganz bestimmten zitternden Unruhe, die nur das kochende Meer hervorbringen kann. Er spürt diese Hitze, die selbst das meterdicke Steinholz der Schiffswand durchdringt und hört das Brodeln, das gegen den Kiel schlägt.

Die Prüfung.

Er soll sich der Prüfung unterziehen.

Damit weiß er auch, dass dieser Schleier über seinen Erinnerungen kein Gespenst seines Erwachens ist. Er weiß, dass es der grüne Schleier des *Vertun Bathul* ist: das eiserne Vergessen. Jenes Gift, das jeder seine Kehle hinunterstürzen muss, ehe er seinen ersten Schritt in die Prüfung gehen darf. Denn Erinnerungen sind Verführer. Ihr Flüstern trübt die Sinne, schickt Irrfluten aus Hoffnung und Angst, die das Selbst umströmen. Doch nur derjenige kann geprüft werden, der sich mit nacktem Herzen den Dingen stellt, die ihn erwarten, sobald er die Oberwelt verlässt, sobald er zum Kern der Erde hinabsteigt, in dem die Totenschiffe das kochende Meer durchqueren, unter dem glühenden Hel hindurch.

Hüte Dich vor dem Schatten.

Vielleicht ist es genau dieser Gedanke, der ihn dazu veranlasst, einfach auf dem Boden sitzen zu bleiben, die Augen geschlossen, an die Schiffswand gelehnt. Es ist ein seltsamer Gedanke, von einem Gefühl

durchwirkt, das einem wie ihm fremd ist: Einem Da-arque. Einem Dunklen, einem der hier unten lebt, im Garag-Thar, dem Kern der Welt. Er kann dieses Gefühl nicht fassen, kann es nicht beschreiben, er weiß nur, dass es ihn mit Unruhe erfüllt.

Der Lärm um ihn herum wird lauter.

Eine Prüfung!

Jemand keucht, etwas quiekt und klatscht auf den Boden. Warmer Regen prasselt auf ihn nieder. Er duftet nach Blut, zieht Bahnen über sein Gesicht, seine Arme, seine nackte Brust, kühlt schließlich ab, wird klebrig und erstarrt. Der Magen des Da-arque beginnt zu knurren. Irgendetwas kullert über den Boden, prallt gegen sein Knie, bleibt liegen – warm, feucht, frisch.

Nun, das Garag-Thar sorgt für seine Geschöpfe, denkt er, grinst, und leckt sich das Blut von den Lippen. Sofort spuckt er es wieder aus. Sauer schmeckt es, bitter und verdorben. *Kuckucksmänner*. Er stößt einen Fluch aus. Es sind jene widerwärtigen Kreaturen, die in Rudeln durch die Wälder der Oberwelt streifen und Frauen jeder Art und Rasse verschleppen. Sie selbst haben keine Frauen, also halten sie ihre Opfer in ihren Verschlängen fest und vergewaltigen sie so lange, bis sich ihre unheilige Brut in ihren Körpern einnistet. Dort wachsen sie heran und schälen sich dann mit ihren scharfen Krallenfüßen aus den schreienden Leibern wie ein Küken aus seinem Ei.

Die Augen des Da-arque springen auf. Und da liegen sie schon um ihn gebreitet: *Kuckucksmänner*. Oder das, was von ihnen übrig ist. Fünf, sechs, sieben von ihnen liegen da, gebadet in ihrem eigenen Blut, mit zerschnittenen Gesichtern, ausgerissenen Fingern, verdrehten Gliedmaßen und klaffenden Wunden in ihren Bäuchen und Kehlen.

Doch irgendetwas stimmt nicht.

Der Da-arque blickt sich um. *Keine Föhrensklaven*, begreift er. Die Sklaven sind die niedersten der Da-arque und die meisten von ihnen schuften in den Eingeweiden der Totenschiffe an den Rudern. Nur die Glücklicheren unter ihnen dürfen sich hier oben blicken lassen. Sie bringen die Leichen weg, die sich während der Prüfungen aufhäufen. Sonst sieht man sie wie Insekten aus ihren Löchern kriechen. Dann streiten sie sich um die Leichenteile, zerren ihre Beute zurück in ihre Verstecke, lecken das Blut von den Planken – selbst wenn es nur das von Kuckucksmännern ist.

Aber jetzt sieht man von ihnen keine Spur.

Ohnehin ist die Schiffskabine so gut wie leer.

Ich muss zu einem sehr späten Zeitpunkt der Überfahrt aufgewacht sein.

Von den hundert Mann, die diese Kabine fassen kann, sind nur noch drei Kuckucksmänner übrig, die sich um ihr vermeintliches Opfer scharen – ausgerechnet eine Amazone haben sie sich ausgesucht!

Ansonsten ist da nur noch ein Grüppchen von sechs Gestalten.

Man sollte meinen, dass sie die Prüfung verfolgen, die die Amazone mit den Kuckucksmännern ficht, aber stattdessen starren sie ihn an, den Da-arque, der nun endlich aufgewacht ist. Natürlich. Sie alle fragen sich, ob er eine Prüfung für einen von ihnen sein wird.

Nun, das wird sich zeigen.

Er starrt mit hungrigen Augen zurück.

Normalerweise bleiben die unterschiedlichen Rassen unter sich, selbst hier unten, wo sich die Kruste der Welt über ihren Köpfen wölbt. Aber jetzt rotten sie sich zusammen wie Hunde in einer fremden Stadt. An einem der vielen Stützpfeiler haben sie sich versammelt, ein Klumpen aus Geschöpfen. Eine Laterne schaukelt dort und natürlich sind es die drei Menschen, die in ihrem Licht baden, als ob es ihnen irgendeinen Schutz

bieten könnte. Sie stehen da, so angespannt wie ein geladenes Katapult. Ihre Augen gleißen fiebrig auf, wenn das Licht sie bestreicht.

Rechts von ihnen sitzt ein Elfenartiger. Die langgliedrige Kreatur lehnt mit dem Rücken an dem Stützpfeiler und hat die dünnen Beine angewinkelt, wie eine Spinne, die nicht preisgeben will, wie groß sie ist. Auch er späht zu dem Da-arque hinüber und seine Augen stechen unter der Kapuze hervor, mit der er sein Gesicht beschattet. Hinter ihm stehen zwei Barbaren. Das Licht der schwankenden Laterne reicht kaum an sie heran. Ihre Beine sind das Stehen gewöhnt, gewaltige Fleischsäulen, die jedes Schwanken des Schiffsbodens geschmeidig ausgleichen. Die Muster, die sie sich in die Bärte und auf die Köpfe rasiert haben, ähneln sich und zeigen, dass sie dem gleichen Clan angehören ... vielleicht sogar der gleichen Familie. Wo das Haar sprießen darf, ist es lang und windet sich widerborstig wie Draht bis zu ihren Ellbogen hinab. Mit fleischigen Fäusten stützen sie sich auf die Steinhämmer, die neben ihnen stehen. In ihren Augen schwelt der stumpfe Mut der Kriegerrasse, doch natürlich wissen auch sie, dass sie nichts haben, was sie einem Da-arque entgegensetzen könnten.

Der Da-arque rutscht unruhig auf dem Boden umher. Diese Menschen. Die Angst in ihren Augen ist so aufreizend wie ein Leuchtfeuer. Es sollte eigentlich seinen Hunger anstacheln, seinen Jagdtrieb wecken.

Doch stattdessen ist da wieder dieses seltsame Gefühl in seiner Brust. Eine leise sengende Glut, die seinen Blick in den hinteren Teil der Schiffskabine lenkt, ohne dass er versteht, warum.

Seltsam dunkel ist es dort. Die Laternen müssen leergebrannt sein, aber auch das ist etwas, um das sich die Fährensklaven zu kümmern hätten ...

Hüte Dich vor dem Schatten!

Das Zischen und Keckern der Kuckucksmänner reißt den Da-arque aus seinen Gedanken. Drei von ihnen sind noch übrig und sie scheinen zu spüren, dass ihre letzte Chance angebrochen ist, die Prüfung zu bestehen. Erspäht man nur einen flüchtigen Umriss von ihnen, könnte man sie fast für heranwachsende Menschenmänner halten, doch jeder genauere Blick entblößt sofort den Irrtum:sie sind kleiner und dünner, mit grauer Haut und krallenbewehrten Vogelfüßen. An den Händen haben sie nur zwei lange Finger und einen Daumen. Ihre Köpfe sitzen wie aufgebläht auf ihren Schultern, groß, rund und unbehaart, mit faustgroßen, glänzend schwarzen Augen. Sie haben keine Nasen, nur Löcher im Gesicht, keinen Mund, nur einen dünnen Schnitt in dieser straff gespannten Pergamenthaut und Öffnungen, aus denen dieses Zischen und Keckern dringt, vor dem sich jede Mutter und jede Tochter auf der ganzen Welt fürchtet.

Ihr Opfer keucht bereits. Die Amazone ist erschöpft. Das Haar klebt ihr in blutdurchweichten Strähnen am Kopf, im Gesicht und auf der Brust, aber das Feuer in ihren Augen lodert immer noch hell. Offenbar hat man sie bereits einmal zu Boden gerungen, ihr Lederschurz ist hochgerutscht und blutige, zweifingrige Handabdrücke zeichnen ihre nackten Schenkel. Zu ihren Füßen liegt ein Kuckucksmann neben seiner abgeschnittenen Männlichkeit – wahrscheinlich das Ergebnis seines Versuchs, in sie einzudringen.

Es sind nur zwei Kuckucksmänner, die dieses Gekreisch und Gezwitscher veranstalten. Vielleicht wollen sie ihr Opfer damit vom dritten ablenken, der sich in den Schatten kauert.

Es scheint zu klappen.

Der Kuckucksmann stiehlt sich ungesehen aus dem Dunkel und schleicht zu einem der Stützpfeiler. Die Amazone bemerkt nichts davon,

sondern widmet sich den beiden Gegnern, die immer wieder Angriffsfinten gegen sie vorstoßen. Der dritte indes klettert den Stützpfiler empor und hangelt sich mit den Krallen seiner Vogelfüße über die Kabinendecke, bis er sich direkt über der Amazone befindet. Er hängt dort wie eine Fledermaus, wartet und beobachtet sein Opfer, wie es mit gezücktem Knochendolch seine beiden Artgenossen in Schach hält.

Sein Warten lohnt sich. Die Amazone gerät offenbar ans Ende ihrer Kräfte. Sie keucht und schwitzt, ihre Bewegungen werden fahrig ... ihr Messerarm sinkt immer öfter entkräftet herab.

Schließlich stützt sie ihre Arme auf die Knie, um Atem zu schöpfen.

Ein schwerer Fehler.

Der Kuckucksmann, der sich in die Kabinendecke gekrallt hat, nutzt seine Chance. Er lässt sich fallen und richtet seine scharfen Krallen auf den ungeschützten Nacken seines Opfers. Das macht sie gern, diese feige Brut: die Halswirbel ihrer Opfer durchtrennen, damit sie sich nicht mehr bewegen können. Atmendes, warmes Fleisch für die Parasiten, die sie in die gelähmten Leiber pumpen.

Doch die Amazone schnellst plötzlich empor.

Von Erschöpfung keine Spur mehr. Sie packt ein Krallenbein des Herabstürzenden und schmettert ihn dann – Gesicht voraus – wie einen Wäschesack zu Boden. Blut bespritzt die Kabinenwände und verteilt sich über die Schiffsplanken. Der Kuckucksmann zuckt. Eine Handvoll Zähne kullert unter seinem zerschmetterten Gesicht hervor und sein Atem blubbert in der Blutpfütze, die sich über die Planken breitet.

Das Blubbern stockt. Dann erstirbt es ganz.

Die Amazone richtet sich auf. Würdevoll streicht sie den Lendenschurz über ihre nackten Beine. Sie schreitet auf die beiden verbliebenen

Kuckucksmänner zu, langsam wie eine Katze. Wie zwei Mäuse weichen sie auch zurück, bis sich die gewaltige Glaswand der Schiffskabine in ihren Rücken drückt.

Die Amazone weiß, dass sie gewonnen hat. Die Kuckucksmänner wissen das ebenfalls. Es gibt eine Luke, die aus der Schiffskabine hinaus aufs Deck führt, und obwohl auch den Kuckucksmännern klar ist, dass kein Oberweltgeschöpf da draußen überleben kann, zucken ihre Blicke immer wieder zu dieser einzigen Möglichkeit, um der Amazone zu entkommen.

Die Amazone hat es nicht mehr eilig. Ihre Prüfung ist so gut wie bestanden. Sie hebt ihren Blick, sieht an den Kuckucksmännern vorbei durch die Glaswand hinaus, als wollte sie die Schönheit des Garag-Thar bewundern.

Die gesamte Front der Schiffskabine ist eine einzige Wand aus Glas. Zwei Fäuste dick ist es, da die Hitze des Garag-Thar sonst hereindringen könnte um jedes Oberweltgeschöpf binnen weniger Wimpernschläge zu rösten. Und man hat das Glas mit Ruß geschwärzt, da das ungezähmte Licht des Hel sonst jeden blenden würde, dessen Augen sich nicht seit der Geburt an seinen herrlich strahlenden Flammentanz gewöhnen konnten. Doch obwohl das Glas nur einen von Rußgetrübten Blick auf die Welt im Innern der Weltenkugel erlaubt, kann man doch noch genug von ihrer Herrlichkeit erkennen: das majestätische Tosen des kochenden Meeres, so kraftvoll, dass es Fontänen aus Gischt in den Himmel spuckt, fast bis zum Hel empor. Auch der Hel sieht wie ein Meer aus, ein Meer aus Flammen, das den Himmel überwölbt. Und so wie das kochende Meer Gischt in die Höhe schleudert, schleudert der Hel Feuer in die Tiefe. Manchmal berühren sie sich, Lanzen aus Feuer und Lanzen aus

Wasser, dann entladen sie sich in gewaltigen Explosionen aus Dampf, die sich gegen die Totenschiffe werfen und sie zum Schwanken bringen.

»Wir haben nicht mehr viel Zeit.« Die Stimme dringt aus der Gruppe der Übriggebliebenen. Es ist der Elfenartige. Er steht auf, entfaltet seine langen Spinnenglieder, tritt ins Licht der Laterne und schlägt seine Kapuze zurück. Graues Haar, graue Haut und graue Augen: ein Knochenelf. Sein Mantel weht, als er auf die Amazone zuschlendert. Der Da-arque kann die Harfe sehen, die der Elf sich auf den Rücken geschnallt hat – und er kann die Menschenhaut riechen, aus der die Saiten gefertigt sind. Ein zarter und junger Duft.

Also stimmt es tatsächlich, denkt der Da-arque. Knochenelfen. Verführer, die sich von Verzweiflung ernähren. Es heißt, dass Knochenelfen ihre Instrumente aus der Haut und den Gebeinen der jungen Mädchen fertigen, die sich ihretwegen einen Strick genommen haben. Hinterhältiges Pack!

Der Knochenelf bleibt neben der Amazone stehen. Auch er blickt durch die geschwärzte Glaswand ins Freie.

»Das Wasser wird unruhiger«, sagt er, »und wenn man genau hinsieht, kann man hinter all dem Dampf bereits den Eingang in den Kristallwald erahnen.« Sein Tonfall ist leise, als würde er mit sich selbst reden. Aber natürlich spürt er die Unruhe, die er auslöst. Es ist, als würden seine Worte mit großen, bedrohlichen Schritten zu den Übriggebliebenen schreiten, dort stehen bleiben und finster auf sie herabstarren. »Ich frage mich, was mit denen geschieht, die keine Prüfung bestritten haben, wenn der Hohe Rat auf die Planken tritt ...« Ein unruhiges Murmeln geht bei diesen Worten durch die zusammengekauerten Menschlein am Schiffsmast und selbst die Barbaren kneten unruhig die Griffe ihrer

Streithämmer. Der Knochenelf lächelt leise in sich hinein. *Manipulative Teufel!*

Auch die Amazone gerät durch diese Worte in Bewegung. Sie holt ihren Knochendolch hervor und wischt ihn an ihrem Lendenschurz sauber, Stücke von Fleisch und Haut bleiben daran kleben. Die Kuckucksmänner kauern sich aneinander, treten ängstlich mit ihren Krallenfüßen nach dem geschmeidigen Geschöpf, das ihnen immer näher kommt.

»Oh, ich bringe euch damit nicht um«, haucht sie, aufreizend fast. Das Licht, das durch die Glaswand fällt, entflammt ihre Augen und das Blut in ihrem Gesicht glüht auf wie eine Drohung. »Aber wenn ich mit euch fertig bin, gibt es da unten nichts mehr, das ihr irgendwem irgendwo reinstecken könnt ...« Die Kuckucksmänner starren auf den Dolch, weichen weiter zurück, bis sich der Griff der Luke in ihren Rücken bohrt. Sie kauern sich in einen Fleck aus Schatten, als ob er ihnen Schutz bieten könnte, und mit den Händen beschirmen sie ihre Geschlechtsteile, die vor Furcht zu kleinen Beulen zusammengeschrumpelt sind. Angstvolles Zwitschern dringt aus ihren kleinen Mundschlitzen und sie starren zu ihren Kameraden, die verendet auf dem Kabinenboden verteilt liegen, in ihrem eigenen Blut gebadet, zerschnitten, verstümmelt. Blutpfützen bedecken die Planken und die ausgebluteten Kadaver schwimmen darin, bleich wie Kreidebrocken.

Dann starren sie zurück zur Amazone. Nur noch wenige Schritte ist sie entfernt und das Kuckucksmann-Gezwitscher steigert sich in verzweifelte Höhen. Man kann diesen Kampf fast sehen, den sie mit sich austragen, diese Wahl für die Art des Todes, der sie sich stellen müssen. Als die Amazone dann die Hand nach ihnen ausstreckt, fällt die Entscheidung der Kuckucksmänner.

Kreischend reißen sie die Luke auf und stürzen aufs Deck hinaus. Die Amazone wirft sich gegen die Luke und verschließt sie wieder, kaum dass die Kuckucksmänner draußen sind. Doch selbst dieser kurze Augenblick genügt, um eine Hitzewelle hereinzulassen, die die Blutlachen auf den Holzplanken zum Brodeln bringt.

So trommeln die Kuckucksmänner auch schon gegen die Luke, um wieder hineingelassen zu werden. Einer hämmert gegen das glühend heiße rußgeschwärzte Glas und Fleischfetzen seiner Faust bleiben darauf zurück. Blasen tanzen einen blubbernden Tanz auf seiner Haut, wie bei Würsten, die man über Feuer grillt. Sie platzen auf und verspritzen Fleischsaft. Er stürzt auf die Knie, kippt vornüber bis er mit dem Kopf gegen das Glas kracht. Dort bleibt er, reglos, während seine Stirn an der Glaswand brät und siedendes Hirn aus seinen Ohren schäumt. Der andere hält etwas länger durch, taumelt über Deck, seine Augen bereits zu Gelee verkocht, das ihm schwarz vom Kinn tropft. Er stößt gegen die Reling, geht über Bord und stürzt in das kochende Meer hinein. Schon kann man sie sehen, die grünen Leiber der *Skyllae*, die aus den Tiefen des kochenden Meeres emporschnellen, und den Kuckucksmann umkreisen. Er tanzt wie ein Brocken Suppenfleisch auf den brodelnden Fluten. Durchgegarnte Stücke lösen sich von ihm, die Schlangen picken sie auf. Schon bald wird er sich aufgelöst haben, in Schlangemägen gebettet, bis nur noch sein Gerippe übrig ist und auf den Meeresgrund hinabsinkt, wo seine Knochen dann von den Helkrebse aufgeknaakt werden, damit sie ihre Eier in das nahrhafte Mark legen können.

Die Amazone atmet durch. Sie hat bestanden. Ihr hoffnungsvoller Blick huscht durch die Schiffskabine und prallt gegen die mächtige Tür zur *Halle der Geehrten*, in die jeder gebracht wird, der seine Prüfung bestanden hat. Doch die Tür bleibt geschlossen. Von allen Zeichen des

nahenden Endes dieser Fahrt, ist dies das deutlichste. Erschöpft lässt sie ihre Schultern sinken und wankt zu der Gruppe der Übriggebliebenen.

Nun kommen die Fährensklaven aus ihren Nischen gekrochen, doch auch jetzt sind sie zaghaft und scheu und blicken sich um wie verängstigte Streuner.

Für einen kurzen Moment fragt sich der Da-arque, ob er einer von ihnen ist. Ein Fährensklave, der die Prüfung bestreitet, um im Rang aufzusteigen und dem Dienst auf den Totenschiffen zu entkommen.

Das ausgerissene Bein eines Kuckucksmanns kullert im Wellengang auf und ab. Es stößt immer wieder gegen das Knie des Da-arque. Die Fährensklaven starren dieses Bein an, hungrig, aber sie trauen sich nicht näher. Immer wieder blicken sie zu dem Da-arque auf, ängstlich und schuldbewusst, wie ungehorsame Welpen, die Schläge fürchten.

Da erkennt der Da-arque, dass er keiner von ihnen ist. Kein Niederer, der sich durch die Prüfung einen Aufstieg erhofft, und ein Entkommen vom schändlichen Dienst auf den Totenschiffen. Ihm wird klar, dass er einer von höherem Stand ist, von Adel vielleicht. Da wagt er ihn endlich ... den Blick auf seinen Unterarm, auf dem sein Name eingebrannt ist, wie er jedem eingebrannt wird, der die Prüfung bestehen will:

Nymroth.

Es überrascht ihn dann doch, wie hoch sein Rang sein muss, wenn er diesen Namen trägt. *Nymroth, der Leibspalterfels am Klingenpass, das Ende aller falschen Hoffnung.* Es ist ein hoher Name, ein mächtiger Name, ein grausamer Name, und er lässt die Frage heißer brennen, als je zuvor: *Was mag meine Prüfung sein? Und wer mag sie veranlasst haben?*

Hüte dich vor dem Schatten ...

Einer der Föhrensklaven huscht drei Zähnen hinterher, die auf dem schwankenden Deck herumkullern. Er erwischt einen und steckt ihn sich in den Mund. Es knirscht, als er ihn zerbeißt. Die beiden übrigen Zähne kullern weiter und der Sklave hetzt ihnen nach bis sie im unbeleuchteten Teil der Schiffskabine verschwinden. Der Föhrensklave bleibt stehen und starrt in die Dunkelheit.

Nymroth folgt seinem Blick und versteht das Zögern des Sklaven.

Es ist eine unnatürliche Finsternis.

Ein blinder Fleck, der wallt und wogt wie schwarzer Rauch.

Etwas sitzt dort.

Etwas atmet.

Etwas beobachtet sie alle.

Das seltsame Gefühl macht sich wieder in Nymroths Brust breit.

Dort versteckt sich meine Prüfung ...

Auch die übrigen Föhrensklaven starren nun in diese Finsternis. Etwas knistert dort und erleuchtet die Dunkelheit wie ein Blitz eine herannahende Gewitterfront. Die Sklaven stürzen zurück in ihre Verstecke, ohne ihren Dienst zu vollenden.

Hüte Dich vor dem Schatten ...

Ein Peitschenhieb durchschneidet Nymroths Gedanken. Er fährt herum. Es ist einer der Menschen. Er kniet auf den Schiffsplanken, die Peitsche in seiner Hand zittert und die Haut auf seinem Rücken ist aufgeplatzt. Sein Blick ist auf die Amazone gerichtet. Sie hat sich zu dem Menschengröppchen ins Laternenlicht gesetzt. Ihr Leinenhemd hat sie ausgezogen und benutzt es, um sich Blut und Schmutz aus dem Gesicht zu wischen. Ihr Oberkörper ist nackt und ein Film aus Schweiß glänzt auf ihrer Haut. Das Menschlein kann seine Augen nicht von dem

Anblick lösen und Verzweiflung verzerrt sein Gesicht, als er einen weiteren Peitschenhieb gegen seinen Rücken führt.

»Vergib mir, oh Herr«, murmelt er, »vergib mir und lass mich diese Prüfung bestehen ...«

Die Amazone scheint zu begreifen, dass sie diese Wirkung auf ihn hat. Sie beginnt zu lächeln und führt das geknüllte Hemd in sinnlichem Schwung über ihren Bauch, über die sanft gewellten Muskeln, die sich dort abzeichnen. Sie seufzt sacht, als sie sich den Schweiß von den Brüsten tupft.

»Oh Herr...«, stöhnt der Mensch und führt die Peitsche mit lautem Klatschen gegen sich selbst, »Oh Herr ..., bitte, Herr«, immer und immer wieder. Blut prasselt auf die Schiffsplanken und sein Duft steigt Nymroth in die Nase.

Dieser Duft! Er ist so frisch, so warm, so süß!

Nymroth kann die Fleischbrocken riechen, die an den Geißeln kleben. Er steht auf.

Sofort verstummt der Mensch und erstarrt in der Bewegung. Die Peitsche in seiner Hand zittert, die Geißeln klingeln leise aneinander.

Menschen. Oh, wie schwach diese Kreaturen sind und wie seltsam die Gründe, die sie hinab ins Garag-Thar führen! Sie bekämpfen das bisschen Leben, das in ihnen zuckt, und sperren es in seltsame Käfige aus Regeln, die sie dann »Religion« nennen, oder »Gesetz«, oder »Treue«. Dann hoffen sie nach ihrem Tod auf eine Belohnung, weil sie sich im Leben selbst abgetötet haben. So steigen sie also hierher hinab, um genau das zu prüfen – ihre »Treue« und ihren »Glauben«, nur um sich dann in der Oberwelt noch fester in ihr Regelgefängnis einzusperren, falls sie die Prüfung bestehen!

Nymroths Blick fällt auf die übrigen zwei Menschen. Noch immer stehen sie da und klammern sich aneinander wie Schiffbrüchige an ein Stück Treibholz. Ein Bürschlein und ein Mädchen, fast noch Kinder, und doch entströmt ihrem Schoß ein unvergleichlicher Duft.

Ein Ungeborenes!

Sein Hunger macht sich fast zornig bemerkbar. Doch als Nymroth die Zähne entblößt, stockt er. Das Mädchen weicht nicht zurück. Sie lässt ab von dem Knaben, an den sie sich klammert, richtet sich auf und begegnet dem Blick des Da-arque. Braunes Haar umfließt ihr blasses Kindergesicht und die schwarzen Augen glänzen im Fackelschein. Auch das Bürschlein an ihrer Seite richtet sich nun auf, sein Gesicht so glatt und haarlos wie ihres. Er stellt sich vor sie, wie ein lebendiger Schild. Ihnen schäumt die Angst aus den Poren, aber es ist nicht die übliche, feige Menschenangst. Es ist etwas anderes. Es riecht ... *ehrenvoller*. Mut vielleicht. Und es ist durchwirkt von einem anderen Geruch, einem anderen Gefühl, das Nymroth nicht kennt.

Die Augen aller liegen auf dem Da-arque.

Man kann das Leder knarren hören, als einer der Barbaren den Griff um seinen Hammer verstärkt.

Einen weiteren Schritt geht Nymroth auf die beiden Menschlein zu. Sie wanken noch immer nicht. Bleiben stehen, obwohl die Angst sie in eine beißende Wolke hüllt. *Ja*, begreift Nymroth, *es ist Mut, der da ihre Furcht durchwirkt*. Also bleibt er stehen. Wendet sich von den beiden ab. Er darf nicht ihre Prüfung sein. Wer dem sicheren Tod derart aufrecht ins Auge blickt, hat es verdient, eine Prüfung zu bestreiten, die auch bestanden werden kann.

Stattdessen widmet er sich diesem Menschlein mit der Peitsche.

Oh, wie es ihn ansieht, dieses blasse Geschöpf. Die Haut so teigweiß und weich, der Schweiß auf seinem Gesicht stinkt nach Furcht und Selbstekel. Die Laterne über ihm schaukelt und bemalt ihn mit Pinselstrichen aus Licht. Er kniet noch immer auf dem Boden. Das Gewand, das er trägt, ist an seinem Rücken genauso aufgeplatzt wie sein Fleisch. Die schwarzen Locken hängen ihm durchgeschwitzt vom Kopf.

Ein Priester, begreift Nymroth. Ein Büsser. Je näher der Da-arque ihm kommt, desto intensiver kann er ihn riechen, den Nachhall von Lust und Schuld, der ihm entströmt, seit er der Amazone auf die nackte Haut geglotzt hat.

Fast hätte Nymroth gelacht. *Begehre nur das Fleisch deiner eigenen Art!* Noch so ein Regelgefängnis, in das sich die Menschen sperren. Ein Da-arque verschwendet keinen Gedanken, lässt sich in einen Wicca-Bau führen, um nach ein paar Tagen wieder herauszukriechen – erschöpft, wund, um einen Großteil seiner Körperflüssigkeiten beraubt, aber mehr als zufrieden. Ein Mensch jedoch würde dafür von seinesgleichen wegen *Rassenverunreinigung* zu Tode gesteinigt. Oder er würde in den Garag-Thar geschickt, wie dieser armselige Narr hier mit seiner Büsserpeitsche.

Der Geruch des Menschen beginnt, sich zu verändern je näher Nymroth ihm kommt. Die Lust verschwindet und die Angst gewinnt die Oberhand. Da ist er also endlich, dieser feige Menschengestank! Diese Furcht vor dem Tod, die sie ihr gesamtes Leben lang verleugnen, mit ihren Mythen von Göttern und Erlösung. Doch wenn sie dem Tod ins Auge sehen, zerfällt er zu Asche, dieser Glaube, und hinterlässt einen bitteren, abgestandenen Gestank.

Nymroth packt den Büsser an der Kehle. *Man muss ihnen den Hals brechen, ehe dieser Gestank in ihr Fleisch einsinkt und den Geschmack verdirbt.*

Oh, wie es röchelt, das Menschlein, wie es ihn ansieht, wie er mit seinen schwachen Fingern versucht, Nymroths Griff aufzubrechen.

Blök nur, Schäfchen, blök! Das wird meinen Hunger nur steigern!

Doch da erklingt dieses Gefühl wieder in seiner Brust. Ein saches Glühen erst, das an Hitze gewinnt. Ohne es zu wollen, wendet Nymroth den Kopf und starrt zu dieser Dunkelheit, die wie schwarzer Nebel über die Planken kriecht. Es ist, als ob dieses seltsame Gefühl, das ihn seit dem Aufwachen quält, dort seinen Ursprung hätte. Je länger Nymroth in die Dunkelheit starrt, je länger der Büber in seinem Griff zappelt, desto heißer lodert dieses Gefühl auf. Es verzehrt seinen Hunger, verzehrt seine Kraft, verzehrt seine Gedanken.

Seine Hand gehorcht ihm nicht mehr.

Der Griff lockert sich.

Das Menschlein plumpst zu Boden.

»Danke ...«, haucht es diese abscheulichen Menschenworte, diese *Schafsworte*. »Danke! Danke!« Wie es ihn ansieht, mit diesen großen geweiteten Schafsaugen – an jedem anderen Tag hätte Nymroth ihm die Augäpfel aus dem Schädel gekratzt und das Knacken genossen, mit dem sie unter seinen Zähnen geplatzt wären. Doch jetzt spürt er nur, wie er aus dem Schatten heraus beobachtet wird, und wie das Gefühl in seiner Brust immer heißer brennt.

Also kriecht er rückwärts auf allen Vieren wie ein Fährsklave. Er bringt Abstand zwischen sich und das zerpeitschte Menschlein, spürt, wie das Lodern nachlässt, prallt schließlich gegen einen Stützpfeiler und sinkt daran herab.

Meine Prüfung!, denkt er. Sein Herz rast, sein Atem pumpt. *Das ist meine Prüfung!* Er starrt auf seinen Bauch, betastet ungläubig die Stelle an der gerade noch dieses grässliche Feuer gebrannt hat. *Furcht* ... ihm bricht

der Schweiß aus bei dem Gedanken. *Es wird doch nicht Furcht sein, die mich hier verbrennt?* Doch warum sollte es ihn mit Furcht erfüllen, einem winselnden Menschlein den Hals zu brechen?

Hüte Dich vor dem Schatten ...

Er will seiner Prüfung ins Auge blicken, den Kopf drehen und die feige Kreatur herausfordern, die sich da im Dunklen verkriecht und ihn belauert, aber er kann nur auf seine Hände starren, die ihm ihren Dienst verweigert haben.

Der Knochenelf lacht. »Sieh an«, höhnt er, »ein Da-arque mit Respekt vor dem Leben.«

Nymroth antwortet nicht.

In den Ecken der Kabine blitzen die Augen von Fährensklaven auf. Natürlich ist ihnen nicht entgangen, was soeben geschehen ist. Neugierig spähen sie aus ihren Verstecken, angestachelt vom Hohn des Knochenelfen.

»So seid ihr denn endlich aufgewacht«, sagt der Elf und holt seine Harfe hinter dem Rücken hervor. »Unsere Amazone mag ihre Prüfung bestanden haben – unsere paarungsfreudigen Kameraden wohl eher nicht ...«, er kickt das ausgerissene Kuckucksmann-Bein über den Boden, beobachtet, wie es zu Nymroth schlittert und spielt einen amüsierten Akkord auf seiner Harfe. Dann schlendert er zu dem kauernenden Da-arque und geht vor ihm in die Hocke.

»Doch wir Übrigen warten noch auf unsere Prüfung. Und alle fragen wir uns, welche Rolle Ihr wohl dabei spielen mögt, Dunkler.« Seine Finger zupfen eine spannungsgeladene Melodie.

Ein Fährensklave kommt herangekrochen, die Augen hungrig auf das ausgerissene Bein geheftet. Zwar zucken seine Augen immernoch wachsam zu Nymroth empor, als er näher kommt, aber sein Respekt ist

dennoch spürbar geschmolzen. Der Knochenelf sieht das und hebt belustigt die Brauen.

»Vielleicht ist es aber gar keine Ehrfurcht vor dem Leben«, sagt der Elf. Er beobachtet wie der Föhrensklave den letzten Respekt abwirft und sich nach dem blutigen Bein an Nymroths Knie ausstreckt. Dann späht er zu dem seltsam unbeleuchteten Teil in der Schiffskabine hinüber, sein Blick bleibt auf dem wogenden Dunkel liegen und ein Lächeln zupft an seinen Lippen. »Vielleicht ist es einfach nur ...«, ein weiterer spannungsgeladener Akkord entfährt seiner Hand. »Furcht.«

Nymroths Faust schnellte vor und er packt den Föhrensklaven am Genick. Eine Krallen fährt aus seinem Finger, langsam und aufreizend. Dann bohrt sie sich in die pochende Stirnslagader des Sklaven. Blut sprüht aus der durchstoßenen Haut wie Bier aus einem angestochenen Fass. Der Sklave zappelt in Nymroths Faust, während er stirbt, und sein Blut besprüht den Knochenelfen mit glänzendem Rot. Als der Sprühregen versiegt und der Sklave nicht mehr zappelt, schleudert Nymroth die Überreste von sich. Die Leiche poltert wie eine zerschlagene Puppe über die Schiffsplanken und bleibt schließlich liegen.

Er starrt den Knochenelf an. Der Elf starrt zurück, macht keine Anstalten das Blut abzuwischen, das ihm vom Gesicht tropft.

Und da ist wieder dieses seltsame Gefühl. Es explodiert in Nymroths Bauch, versengt seine Brust und nimmt ihm die Luft zum Atmen. Ein Brand, der sich mit glühenden Fäden bis zu seinen Fingerspitzen ausbreitet. Er blickt zu dem toten Föhrensklaven, krümmt sich und stöhnt.

Was mag das nur für ein Gefühl sein, das einen Da-arque so grässlich quälen kann! Was mag der Grund dafür sein und wo mag es seinen Ursprung haben? Zumindest die Antwort auf die letzte Frage glaubt Nymroth zu kennen.

Er blickt hinüber in das wogende Dunkel und kann die Augen spüren, die ihn von dort beobachten.

Da bahnt sich etwas über sein Gesicht. Warm, nass. Irritiert betastet er es, schnuppert daran. *Kein Blut, kein Schweiß* ... Es riecht so seltsam! So fremd und falsch ...

»Tränen«, sagt der Knochenelf, das Blut des Fährsklaven tropft ihm noch immer vom Gesicht, »Das was euch da aus den Augen quillt sind Tränen.« Die Lippen teilen sich zu einem Grinsen und graue Zähne erstrahlen in dem glänzenden Rot.

»Genug!« Eine Stimme wie ein herabfallender Fels erfüllt die Schiffskabine und hallt von den Wänden wider. Nymroth versucht zu erkennen, wer sie ausgestoßen hat, aber seine Sicht ist von einem seltsamen Schleier bedeckt. Er wischt sich über die Augen und seine Sicht wird klar. Auf seinem Arm bleibt dieser falsche Geruch zurück, *Tränen* ...

»Genug!«, wiederholt die Stimme. Es ist einer der Barbaren. Er hat sich aufgerichtet und blickt durch die Glaswand ins Garag-Thar. »Ihr mögt euren Spaß mit dem gezähmten Dunklen haben, Knochenbarde, aber wie Euch vielleicht aufgefallen ist, sind da draußen bereits die ersten Ausläufer des Kristallwaldes zu sehen!«

Wie um seine Worte zu unterstreichen, ziehen scharfe Spitzen aus geschmolzenem Amethyst an der Glaswand der Schiffskabine vorbei. Bald wird aus den wenigen Stacheln eine schillerende Wand geworden sein, bald eine mächtige Höhle, die die Hitze des Garag-Thar zurückdrängt, das Gleißeln des Hel zähmt und selbst das Brodeln des kochenden Meeres zu bändigen vermag.

»Doch auch wenn ich noch nichts sehe, woran ich mich prüfen kann«, die Augen des Barbaren verdunkeln sich und er beginnt zu lächeln, »so

mag doch ich so gnädig sein und selbst eine Prüfung stellen.« Er lässt seinen Blick schweifen, bis er auf dem Knochenelf liegen bleibt.

Der Elf versteift sich.

Das Lächeln des Barbaren wächst zu einem Grinsen.

Doch dann gleitet sein Blick weiter, bis er sich auf den beiden jungen Menschlein niederlässt.

Nymroth kann sofort riechen, was den Barbaren umtreibt. Auch wenn den beiden Menschlein dieser Geruch entgehen mag, so sehen sie doch die Männlichkeit, die das Beinkleid des Barbaren auszubeulen beginnt.

Dem Menschenmädchen rinnt etwas über die Wange – eine Träne, wie Nymroth jetzt weiß – und untermauert die Furcht, die ihr entströmt. Der Junge stellt sich mit schlotternden Knien vor das Mädchen und reckt dem Barbaren einen Knochendolch entgegen, der dem Hünen vermutlich nicht einmal genügen würde, um sich einen Knorpel aus den Zähnen zu pulen. Ein Lachen dröhnt aus der Brust des Barbaren.

»Sieh nur, Bursche«, sagt er, »ich lasse sogar meinen Hammer stehen!« Er breitet seine Arme aus und blickt auf das Menschlein hinab, das ihm kaum über den Bauchnabel reicht. Das Bürschlein muss den Kopf in den Nacken legen, um dem Barbaren in die Augen sehen zu können. Seine Beine schlottern noch immer, aber sein Blick ist fest. Da ist sie wieder, diese Wolke aus Furcht und Mut und etwas anderem. Der Junge presst die Lippen aufeinander, umklammert seinen Dolch, holt aus ... und wird von dem Mädchen zurückgehalten.

»Nicht!«, ruft sie, ihre Stimme ganz hell, ganz kindlich, »Er wird dich töten!« Ihre Hand krallt sich in seinen Umhang. Der Junge sieht dem Hünen noch immer in die Augen und sein Dolch wartet darauf, in dessen Fleisch einzudringen.

»Ich weiß«, sagt der Knabe, seine Stimme quiekt und hüpf. Er ist tatsächlich noch ein Kind, das die Schwelle zum Mann erst noch überschreiten muss, »aber wenn ich nichts unternehme, wird er dich ...«

»Ja!«, sagt sie, packt ihn mit der anderen Hand und reißt ihn zu sich herum. »Ja ... das wird er.« Ihre Stimme bricht und ihr Gesicht ist durchweicht von diesen ... *Tränen*. »Wir können uns vielleicht an nichts erinnern, aber unsere Gefühle sprechen die Wahrheit«, krächzt sie und legt seine Hand auf ihren Bauch. »Da drin wächst ein Kind. Unser Kind!« Ihr Krächzen sinkt zu einem Flüstern herab. »Vielleicht hat man uns deswegen hierher geschickt. Weil man uns für zu jung hält, ein Kind zu bekommen, für zu schwach.« Ihr Griff wird fester, ihre Stimme auch. »Lass uns beweisen, dass wir nicht zu schwach sind. Dass wir stark genug sind. Für ein Kind. Für *das* hier.«

Der Barbar steht bei ihnen, die Hände in die Hüften gestemmt und offenbar amüsiert von dem, was hier gerade passiert.

Der Junge sieht sie verzweifelt an. »Aber ...«

»Kein *Aber!*« Sie nimmt sein Gesicht in beide Hände. »Das ist unsere Prüfung, verstehst du? Unsere Prüfung!«

Tränen fließen nun auch aus seinen Augen, benetzen die Hände des Mädchens, tropfen zu Boden.

»Wenn du dich diesem Ungeheuer stellst, wird er dich töten«, sagt sie mit fester, klarer Stimme, »und danach wird er mich trotzdem beschmutzen.«

»Oh ja!«, donnert die Stimme des Barbaren über ihre Köpfe hinweg. Offenbar hat er genug vom Warten. Er löst bereits die Schlaufen seiner Hose.

»Wenn wir das jetzt gemeinsam durchstehen«, sagt sie, ihre Stimme ganz zart und doch ganz fest, »dann haben wir bestanden. Dann können wir zur Oberwelt zurückkehren und unser Kind großziehen.«

»Aber ich kann doch nicht zusehen, wie ...«

»Doch!«, schreit sie, »Du kannst! Du *musst*!«

Seine Tränen tropfen von ihren Händen, die noch immer auf seinem Gesicht liegen. Sie nimmt seine Hand und legt sie wieder auf ihren Bauch. Ihre Stimme wird ganz sanft. »Für unser Kind. Für uns.« Dann wendet sie sich dem Barbaren zu. »Wir werden diese Prüfung bestehen.«

»Hast du gehört, Bruder?«, donnert der Hüne. Der andere Barbar hat sich noch immer nicht von seiner Stelle gerührt und regt sich auch jetzt nicht. »Das Luder bettelt förmlich! Wenn wir ganz still sind, können wir sie wohl tropfen hören ...« Er grinst.

Das Mädchen sieht ihn nur an. Ihre Augen sind völlig trocken geworden. Der junge Bursche steht hinter ihr, das Messer sinnlos umklammert.

»Wollt ihr noch länger prahlen?«, fragt sie, ihre Stimme ist von kaltem Gift durchwirkt. Das Grinsen des Barbaren flackert. »Ihr wart es doch, der von verrinnender Zeit gesprochen hat!«

Da zerbricht das Grinsen endgültig und weicht dem Zorn. Der Barbar packt sie mit einer Pranke und drückt sie gegen den Stützpfeiler. Das Mädchen stöhnt und die Hilflosigkeit des Jungen kippt offenbar in Wut. Abermals hebt er den Dolch – bis das Mädchen die Stimme erhebt. »Wage es nicht!«, krächzt sie aus dem Würgegriff hervor. Der Junge bleibt stehen und beginnt zu schluchzen, hilflos, wie ein Kind, das man im Wald ausgesetzt hat.

»Du bist guter Hoffnung«, bellt der Barbar in das Gesicht des Mädchens, »falls du glaubst, du würdest es überleben, wenn ich dich

aufspieße!« Er hat seine Männlichkeit mit der anderen Hand umklammert wie einen Speer.

Das Mädchen blickt darauf herab. Ein Schnauben bricht aus ihrer Nase, angefüllt mit kaltem, bitterem Spott.

Fast hätte der Barbar sie losgelassen, so irritiert ist er. Das Schnauben scheint noch immer von den Wänden der Schiffskabine zu hallen und ihn zu verhöhnen.

»Seht Euch nur an«, zischt sie, »mit diesem pochenden Ding, aus dem schon die Adern hervortreten«, sie ist noch immer von der Pranke des Barbaren an die Säule genagelt, aber ihre Augen schleudern Blitze aus Verachtung. »Sagt mir, oh großer Krieger, wie oft könnt Ihr damit in mich *hineinspießen* ehe Ihr mich beschmutzt? Ein Mal? Zwei Mal?«

So kalt sind diese Worte, dass der Barbar sie loslässt und einen Schritt zurückweicht, als hätte sie ihm einen Dolch in die Brust gerammt. Dann überkommt ihn der Zorn, heißer als zuvor.

Er fletscht die Zähne und schlägt ihr die Pranke ins Gesicht. Der Hieb schleudert sie durch die Kabine. Sie poltert über den Boden, atmet schwer, und Blut tropft ihr aus dem Mund. Doch als sie sich hochrappelt, gilt ihre Sorge nicht dem Barbaren, der heranstampft, sondern dem Jungen, der in seiner Verzweiflung zu wimmern begonnen hat. Offenbar steht er abermals kurz davor, einen sinnlosen Angriff zu wagen. Abermals schickt sie ihm einen Blick. Abermals bleibt er stehen. Verzweifelt starrt er auf die Schwellung, die ihr Gesicht aufzublähen beginnt.

Der Barbar hat sie erreicht, schäumt vor Wut, drückt sie mit einer Pranke zu Boden, während er mit der anderen ihr Kleid hochschiebt.

»Ich weiß von euresgleichen«, zischt sie kalt und mit frischen Tränen im Gesicht. »Dumpf und brutal und so hässlich und abstoßend, dass selbst

eure eigenen Frauen kreischen und um sich treten, wenn ihr ihnen euren verdorbenen Nachwuchs in den Leib pumpen wollt!«

»Haltet Euer Maul«, grunzt er, nestelt an seiner Hose, zieht sie sich über die Knie.

»Also fallt ihr über unbewachte Menschengesiedlungen her, über kleine Mädchen und Kinder, die sich nicht wehren können, nur um ihnen danach die Kehle durchzuschneiden, damit sie eure Schande mit in ihr Grab nehmen.«

»Haltet Euer Maul!«, beinahe zögernd klingt er jetzt, aus dem Konzept gebracht, doch dann spreizt er brutal ihre Beine, die zart und weiß und zerbrechlich aussehen, neben den Fleischsäulen seiner Knie, die sie auseinanderdrängen.

»Aber das ist eine Prüfung«, sagt sie, »und Ihr werdet mir nicht die Kehle durchschneiden, wenn Ihr Euren Wurm nach drei Stößen in mir entleert habt«. Ihre Augen stechen in seine. Der Barbar wendet sich ab, starrt auf ihre entblößte Scham. Er reibt an seiner Männlichkeit und kleine, angestrengte Laute kommen ihm über die Lippen.

»Und ich werde Eure erbärmliche Schande mit zur Oberwelt nehmen«, sagt sie, doch der Barbar sieht sie noch immer nicht an, starrt noch immer zwischen ihre Beine, reibt an sich selbst herum, aber die Laute, die ihm über die Lippen kommen, klingen jetzt fast verzweifelt. »Und ich werde mit meinem Mann darüber lachen, wenn er das nächste Mal bei mir liegt und mir das Vergnügen bereitet, das einer wie Ihr niemals einer Frau bereiten könnte, und ...«

»HALTET EUER MAUL!«

Der Barbar ist aufgesprungen, starrt auf sie herab. Die Hose hängt ihm in den Knien, die Männlichkeit in seiner Hand ist so schlaff und eingeschrumpelt wie ein verhungelter Blutegel.

Sein Atem ist das einzige Geräusch in der Schiffskabine.

Bis das Lachen erklingt.

Ein keuchendes, kehliges Lachen.

Es dringt aus dieser Insel aus Finsternis zu ihnen durch.

Nymroth spürt, wie seine Haut zu prickeln beginnt.

Der Barbar starrt dort hin. Sein Atem zischt ihm in harten Stößen zwischen den Zähnen hervor und bringt Schaumwolken aus Geifer mit sich, die auf den Boden klatschen. Noch während er seine Hose hochzieht, stolpert er zu der wogenden Dunkelheit.

Da regt sich auch der andere Barbar zum ersten Mal.

»Boern«, sagt er und will sich ihm in den Weg stellen. Doch sein Bruder stößt ihn von sich, Zorn und Erniedrigung schlagen wie Flammen aus seinen Augen. Vor dem Schatten bleibt er stehen. Dunkelheit schwappt wie eine sachte Brandung gegen seine Fellstiefel.

»Wollt ihr mich weiter aus dem Finsteren heraus verhöhnen«, brüllt er, »oder wollt ihr feiges Gezücht mir in die Augen sehen und euer Hohnlachen erneut anstimmen!«

Es bleibt stumm hinter dem dunklen Nebel.

Dann zieht sich der Schatten zurück ... und enthüllt, was sich darin versteckt.

»Bei den Göttern«, keucht der Knochenelf. »Das ist wahrlich eine Prüfung, vor der sich selbst ein Dunkler fürchten muss.«

Es ist ein Druide. An die Schiffswand gelehnt sitzt er auf dem Boden, von Schwaden aus Dunkelheit umgeben, die an ihn heranlecken.

Nymroth kann die Augen nicht von ihm nehmen.

Die Widernatürlichkeit dieser Kreatur flutet die Schiffskabine wie der Gestank eines Pestackers. Ja, manchmal spazieren sie auf die Totenschiffe, reisen in den Kristallwald, verschwinden wieder. Sie sprechen mit

niemandem und niemand spricht sie an. Sie sind wie Gespenster, die jenseits der Regeln aller Geschöpfe wandeln. Sie beugen die ganze Welt mit Thaumaturgie nach ihrem Willen, verkrüppeln die Gesetze der Natur und verkrüppeln sich damit selbst, bis sie zu diesen entstellten Kreaturen verkommen, die ihren abstoßenden Anblick unter wallenden Magierroben verstecken. Auch dieser Druide kauert sich unter eine Robe aus violetterm Samt. Man kann nur ein paar scharfe Klauen sehen, die unter den Ärmeln hervorblitzen, und erahnt die Grässlichkeit des Schädels unter der Kapuze. Das, was man sehen kann, ist hager wie ein Totenschädel, über den man graues Leder gespannt hat. Das bleiche Totengesicht hat keine Zähne mehr und keine Zunge, nur ein schwarzes Loch, aus dem der Atem mit hohlem Geräusch ein- und ausfährt. Die Augen liegen tief in den Höhlen versenkt, weiße Kugeln, die mit schwarzen Nähten überzogen sind.

Nymroth kann noch immer nicht fassen, was hier geschieht.

Ja, manchmal wandeln sie über die Totenschiffe.

Doch noch nie haben sie Kontakt mit irgendjemandem aufgenommen. Und niemals waren sie je Teil einer Prüfung.

Denn nicht einmal ein Da-arque kann sich den Gräueln erwehren, die sie mit ihren verfluchten Stäben auf die Welt zu schleudern vermögen. Und doch baut sich der Barbar nun vor dem Druiden auf.

»Boern!« Abermals erklingt die Stimme des anderen Barbaren, diesmal klingt er fast flehend.

»Welche Wahl haben wir schon, Bruder«, erwidert Boern, »Die Fahrt ist bald zu Ende und wir haben nichts sonst, woran wir uns prüfen können.« Er starrt den Druiden an. Als er weiterspricht, klingt er fast überrascht. »Außerdem hat er keinen Zauberstab dabei!«

Der Barbar geht einen vorsichtigen Schritt auf den Druiden zu.

Der rührt sich nicht.

Noch ein Schritt.

Keine Regung.

Ein dritter Schritt.

Der Kopf des Druiden hebt sich.

Der Barbar schluckt so laut, dass man es wohl noch in den hintersten Ecken der Kabine hören kann.

Der Barbar wagt einen vierten Schritt.

Da rammt der Druide beide Hände auf den Boden und ein gleißendes Geflecht aus thaumaturgischen Entladungen lichtet über die Planken.

Der Barbar weicht davor zurück, stolpert und stürzt zu Boden.

Die Entladungen schießen in den dunklen Nebel, der den Druiden umwogt, und sofort ziehen sich die unnatürlichen Schatten noch ein wenig mehr zurück.

Der Druide ist nicht meine Prüfung, begreift Nymroth plötzlich, *sondern das, was er in der Dunkelheit versteckt hält*. Das Gefühl in seinem Magen beginnt zu brodeln und Schweiß tritt ihm auf die Haut.

Etwas schnaubt in dem dunklen Nebel.

Ein Raunen geht durch die Übriggebliebenen, selbst durch die Kehle Nymroths.

Das Gepolter schwerer Hufe erklingt hinter dem Schattenschleier. Langsam. Dann schneller. Es kommt näher. Auf den Barbaren zu. Der Barbar kriecht auf allen vieren rückwärts, versucht offenbar, Abstand zu gewinnen – doch dann bricht es endgültig aus dem Schatten hervor. Der Barbar schreit auf und ...

Nymroth traut seinen Augen nicht. Der Barbar offenbar auch nicht.

»Ein Schwein!«, keucht er. »Ein verfluchtes Schwein!« Es tappt neben dem Druiden her, grunzt und scharrt mit den Hufen über die Planken, als ob es hofft, dort etwas Essbares hervorwühlen zu können.

Der Druide beginnt wieder zu lachen.

»Genug!«, sagt nun der andere Barbar. Er stellt sich neben seinen Bruder und hilft ihm auf die Beine. Dann reicht er ihm den Hammer. »Wir haben uns wahrlich genug erniedrigen lassen.«

Boern nickt, schnürt sich die Hose fest und packt seinen Steinhammer. Die Muskeln seiner Unterarme treten wie Taue hervor, als er die gewaltige Waffe mit einem fast beiläufigen Schwung des Handgelenks vom Boden hebt.

Er schreitet auf den Druiden zu, entschlossen diesmal, und verpasst dem Schwein einen Tritt. Es quiekt und tritt aus, macht ihm aber den Weg frei. Schließlich baut er sich breitbeinig vor dem Druiden auf, rammt den Kopf seines Hammers auf den Boden und stützt sich mit beiden Händen auf dessen Stiel wie ein Kriegsgott.

»Noch einmal werdet ihr mich mit eurem Lichterspuk nicht täuschen, Magier.«

Der Druide sitzt da. Seine Blicke folgen dem Schwein, das den Tritt vergessen zu haben scheint, und selig grunzend die Planken bescharrt.

»Ich rede mit Euch!«, donnert der Barbar so laut, dass sich die Menschlein die Hände auf die Ohren pressen. Der Druide jedoch lässt durch nichts erkennen, ob er die Worte des Barbaren überhaupt gehört hat.

Da verändert sich das Licht in der Schiffskabine. Es wird noch düsterer, als es ohnehin schon war, und Nymroth muss sich zwingen, in dem herabfallenden Dunkel keine finstere Vorahnung zu sehen. Es liegt an den Gebilden aus Kristall, an denen das Schiff nun vorbeizieht. Majestätische

Formationen, die das Licht des Hel zurückdrängen. Es zeigt allen, wie kurz das Ende ihrer Fahrt bevorsteht. Wie bald das Urteil des Hohen Rates über sie fallen wird.

Ohne ein weiteres Wort zu verschwenden, packt der Barbar seinen Hammer. Mit beiden Händen reißt er ihn über seinen Kopf und holt zu einem Schlag aus, der vermutlich den Schädel eines Mammuts zerschmettern könnte.

Die Handbewegung des Druiden ist fast beiläufig.

Ein zarter Blitz löst sich von seiner Kralle, trifft den Barbaren in die Brust. Lichtbögen erblühen in der Einschlagstelle und entfalten sich. Sie umwickeln den Oberkörper des Hünen mit knisternden Fäden, breiten sich über seine Arme und Beine aus. Sie versengen seine Haare, seinen Bart, den Pelz auf seiner Brust, kriechen ihm in Mund, Nase und Ohren, entflammen seine Augen mit gleißendem Weiß und verlöschen schließlich.

Der Hammer, den der Barbar noch immer über dem Kopf hält, gleitet ihm aus den Händen. Die schwere Waffe poltert zu Boden. Dann kracht der Hüne auf seine gewaltigen Knie.

»Boern!«, ruft der andere Barbar, »Boern, was ist mit dir!« Er eilt auf seinen Bruder zu, doch ehe er ihn erreichen kann, richtet Boern sich auf. Er presst sich die Hände auf die Augen, in denen gerade noch dieses gleißende Feuer gebrannt hat. Er atmet schwer. Immer schwerer. Leise Klagelaute mischen sich in diesen Atem, werden lauter, klingen schließlich schrill und verzweifelt. Sein Bruder bleibt wie festgenagelt stehen, »Boern«, ruft er abermals, aber er kommt nicht näher, als fürchte er sich vor dem, was da mit seinem Bruder geschieht.

Dann lässt Boern seine Hände sinken.

Seine Augen sind geschwollen, Rotz läuft ihm aus der Nase und tropft ihm aufs Kinn. Und da sind sie wieder: Tränen.

Boerns Bruder ist wie erstarrt, aber es ist keine Furcht mehr, die ihm entströmt. Es ist Verwirrung. Sein Mund ist geöffnet, aber keine Worte wollen sich daraus lösen.

Boern scheint seinen Bruder gar nicht zu beachten. Sein Atem beruhigt sich. Er blickt sich um und ein Streif aus Hoffnung bemalt sein Gesicht wie ein Sonnenstrahl, der durch einen Regenhimmel fällt. Er steht auf, taumelt über die Planken und rempelt seinen Bruder beiseite, als würde er ihn gar nicht bemerken.

»Da seid ihr ja ...«, haucht er und seine Stimme ist durchwirkt von Glück und sein Leib dünstet dieses seltsame Gefühl aus, das Nymroth bereits bei den beiden Menschlein wahrgenommen hat.

Doch da ist niemand.

Nur das Schwein, das wachsam aufblickt.

Der Barbar fällt vor ihm auf die Knie und nimmt die Schweineschnauze in beide Hände. »Da seid ihr ja.«

»Bei den Göttern ...«, keucht sein Bruder, als er sieht, wie Boern die borstige Schnauze mit zarten Küssen bedeckt.

Das Schwein quiekt auf, reißt sich von ihm los und kehrt ihm den Rücken. Boern sieht ihm nach und sein Lächeln zerbricht wie ein Steinkrug, der zu Boden stürzt.

»Tut das nicht!«, sagt er, seine Stimme zittert und frische Tränen fließen. »Weist mich nicht ab!« Er schluchzt, rutscht dem Schwein auf Knien hinterher, packt eines seiner Hinterhufe und schmiegt seine Wange daran. »Wie ich euch vermisst habe ...«, haucht er, »Euren Duft.« Er gräbt seine Nase in die Borsten des Hinterlaufs. Das Schwein will sich ihm entziehen, doch die Pranken des Barbaren umfassen es mit eisernem

Griff. »Euren Geschmack.« Abermals bedeckt er das Schwein mit Küssen, wandert mit seinen Lippen den Hinterlauf empor, bis zu seinen Gesäßbacken, in die er dann voll zarter Leidenschaft hineinbeißt. Der Ringelschwanz des Schweins schlägt ihm dabei gegen die Schläfe.

»Oh ja!«, keucht er, richtet sich auf und öffnet die Hose. Seine Männlichkeit schnell hervor, hart wie ein Zaunpfahl. Das Schwein trippelt irritiert ein paar Schritte, quiekt auf, als der Barbar es mit beiden Händen packt. Es wirkt erstarrt in seiner Verwirrung.

»Bei den Göttern ...«, Boerns Bruder umklammert seinen Hammer mit weißen Knöcheln. Auch alle anderen beglotzen das Schauspiel. Ihr Schrecken und ihr Ekel fluten die Schiffskabine.

»Oh ja!«, keucht der Barbar, packt seine Männlichkeit und streicht damit die Innenseite der Schweineläufe empor, offenbar, um das zu finden, wo er *hineinspießen* möchte. Das Schwein löst sich aus seiner Erstarrung. Es quiekt und tritt aus und versucht, sich aus dem Griff des Barbaren zu befreien. »So halt doch still!«, fleht der, »So kann ich nicht ...«

Weiter kommt er nicht.

Der Hammer seines Bruders kracht ihm auf den Schädel.

Blut schießt ihm aus Ohren und Nase. Er hustet und erbricht eine rotmatschige Pfütze aus Gehirn und Knochen auf die Planken. Er dreht seinen Kopf, bis sein Blick seinen Bruder gefunden hat. Die Pupille eines seiner Augen ist nur noch ein schwarzes Loch. Das andere Auge schwimmt in Rot, als sei es mit Blut gefüllt. Und doch glimmt noch ein Schimmer Leben darin. Ein Schimmer Verwirrung.

»Verzeih mir Bruder«, sagt der andere Barbar, die Stimme fest, aber sein Bart feucht von Tränen. Die Verwirrung in Boerns Blick verändert sich. Wird zu Erkenntnis. Wird zu Trauer. Dann geht der Hammer seines

Bruders ein zweites Mal auf ihn nieder. Ein letztes Mal. Es kracht nicht mehr, kein Stein auf Knochen, es klingt matschig, als führe der Hieb in von Regendurchweichten Boden. Boern liegt in seinem eigenen Blut, der Schädel eine matschige, haarumkränzte Pfütze, seine Hose noch immer in seinen Knien, sodass jeder sehen kann, wie er sich im Sterben selbst beschmutzt.

Der übriggebliebene Barbar stößt einen Schrei aus, angefüllt mit Zorn und Trauer und Verzweiflung. Von seinem Hammer tropfen noch die Überreste seines Bruders, er wirft ihn von sich wie etwas Vergiftetes.

Dann stechen seine Blicke auf den Druiden ein, wie Lanzen aus Stein.

»Schlag deine Augen nieder, Barbar.« Kehlig dringt die Stimme aus dem Schädel des Druiden. Sie klingt seltsam hohl, als hätte sie ihren Ursprung irgendwo anders.

Der Barbar denkt nicht daran... wie könnte er auch? Sein Bruder liegt ihm zu Füßen, durch die eigene Hand niedergestreckt, halbnackt, sämtlicher Ehre beraubt und sämtlicher Würde entkleidet, diesen heiligsten aller Dinge, denen sich das simple Volk der Barbaren verschrieben hat.

»Schlag deinen Blick nieder.« Die Stimme des Druiden klingt fast belustigt, aber Entladungen knistern zwischen seinen Fingerspitzen umher wie eine wortlose Drohung.

Die Wangenknochen des Barbaren zucken, als er das sieht, aber er weicht nicht zurück und sein Blick lodert noch heller auf. Er hat seinen Bruder verloren. Den Verantwortlichen kann er nicht niederstrecken, es sei denn, er möchte einem ähnlichen Schicksal erliegen – und diesmal würde es niemanden geben, der ihm einen gnädigen Tod schenken würde, ehe er Schande begehen kann. Seinem Gegner offen ins Gesicht zu blicken, ist das Einzige, das ihm noch bleibt. Der letzte Funken Ehre

und Stärke, den er noch entfachen kann – es ist der letzte Respekt, den er seinem Bruder erweisen kann.

»Das ist meine letzte Warnung, Barbar«, der Druide kichert, »und sei gewiss: Wenn ich dich beehre, wirst du nicht mein Schwein besteigen, sondern den Kadaver deines Bruders. Die Hose hat er ja schon heruntergelassen, nicht wahr?« Das Kichern verstummt und er schnuppert. Er scheint den Hass zu genießen, der dem Barbaren aus allen Poren schießt. »Schlagt! Eure! Augen! Nieder!«

Der Atem zischt zitternd aus der Nase des Barbaren, die Lippen unter dem Bart sind zu einer Fratze verzerrt.

Der Druide hebt die Hände.

Da greift der Barbar in seinen Gürtel.

Ein Knochendolch.

Der Druide verharret, knisternde Entladungen winden sich wie Schlangen aus Licht um seine erhobenen Arme.

Der Barbar hebt den Dolch ... und rammt sich die Klinge ins Auge. Er brüllt vor Schmerz und Zorn, doch er zieht den Dolch wieder hervor und rammt ihn sich ins andere Auge. Das Brüllen ist zu einem Knurren geschmolzen, er stürzt auf die Knie, Blut tropft ihm wie Tränen vom Kinn, und der Atem zischt ihm schnell und hart zwischen zusammengepressten Lippen hervor. Der Dolch fällt zu Boden, die Überreste seiner zerstochnen Augen kleben noch daran.

Doch auch wenn er keine Augen mehr hat, den Blick hat er nicht abgewandt. Die leeren Augenhöhlen sind auf den Druiden gerichtet, zwei blutige, blinde Mahnmale der Unbeugsamkeit.

Der Druide lacht. Die Entladungen ziehen sich in seinen Leib zurück. Das Schwein trippelt an die Leiche Boerns heran und beginnt, an den

Überresten des Barbaren zu fressen. Das Gesicht seines Bruders zuckt, als er das hört, sein Atem zittert. Der Druide lacht und lacht und lacht.

Die Übriggebliebenen sind wie erstarrt. Sie blicken fast hoffnungsvoll durch die Glaswand ins Freie, wo man sehen kann, dass das Ende ihrer Fahrt noch näher gekommen ist. Die Kristallgebilde sind längst zu einer durchgängigen Wand zusammengewachsen. Das Strahlen des Hel kann sich kaum noch durch die Kristallwand kämpfen, die immer dicker wird. Der Hel ist nur noch eine Silhouette, verzerrt von der Struktur der Kristalle. Sie tanzt darin wie in einem Fiebertraum.

Nicht mehr weit.

»Tja, Dunkler«, sagt da der Knochenelf, der seine Stimme wiedergefunden zu haben scheint. »Sieht so aus, als wären wir die Letzten, die noch auf eine Prüfung hoffen.«

Nymroth ignoriert ihn.

Zeit der eigenen Prüfung ins Gesicht zu blicken.

Er steht auf.

Schreitet auf das Dunkel zu, das den Druiden mit seinen Schwaden umwogt. Er greift in den Schatten hinein. Das Dunkel leckt über seine Arme, fühlt sich kalt an, wie ein Nieselregen aus feinen Eissplintern. Er wirbelt es auf, schnuppert daran, weicht vor seinem Geruch zurück. Scharf und feindselig riecht es, Nadeln aus Eis, die sich ihm ins Hirn drängen. Seine Ohren summen.

Dahinter steckt meine Prüfung.

Er weiß, wem er sich dafür stellen muss.

Er wendet sich dem Druiden zu. Kaum einen Schritt gegangen ist er, als dem Druiden bereits ein blauer Blitz aus der Krallen fährt. Der Lichtbogen schlägt in Nymroths Arm ein. Noch ehe die Hitze seine Haut durchdringen kann, gräbt der Da-arque die Zähne in die

Einschlagstelle und spuckt einen Klumpen seines eigenen Fleisches vor die Füße des Magiers. Das blaue Licht knistert in dem ausgespuckten Brocken. Es tastet sich umher, hungrig, auf der Suche nach weiterem Fleisch, das es verderben kann. Doch es findet nichts, nur blutbefeuchtete Schiffsplanken. Dann wird es schwächer, verblasst und erlischt schließlich ganz.

Der Druiden lacht. »Ihr verlockt mich, Dunkler. Sagt mir, wie viel von Euch könnt Ihr mir vor die Füße spucken, bis selbst ihr zähen Teufel auf die Knie fallt?«

Nymroth antwortet nicht. Seine Wunde brennt, als hätte jemand Gift hineingegossen, und seine Knochen summen von den Spuren des Zaubers, der sich nach ihnen ausstrecken wollte. Aber er verlangsamt seinen Schritt noch immer nicht.

Das Lachen des Druiden erstirbt. Mit einem Zischen rammt er die Hände auf den Boden. Lichtbögen schießen aus seinen Fingern und fächern sich auf. Sie zerstreuen den schwarzen Dunst, der sich über alles gebreitet hat, vertreiben den Schleier der Dunkelheit und enthüllen endlich das, was Nymroth, den *Leibspalterfels vom Klingenpass*, vor seine Prüfung stellen wird.

Ein Raunen geht durch die Schiffshalle.

Nymroth bleibt stehen, als stecke er in Treibsand fest.

Der Knochenelf beobachtet ihn. Steht auf. Kommt zu ihm geschlendert und starrt auf das nieder, was sich ihnen soeben offenbart hat. Nun wischt er sich endlich doch das Blut des Föhrensklaven aus dem Gesicht. Es ist eine Geste des Unglaubens, die wenig ausrichtet, da das Blut bereits getrocknet ist.

»Eine Da-arque«, sagt er. Enttäuscht. Getrocknetes Blut rieselt ihm von den Wangen, wenn er spricht. Der Zorn in ihm breitet sich nur langsam

aus, wie bei jemandem, der am Ende einer Schatzsuche nur Steine und Spinnweben in der Truhe findet, und erst allmählich zu begreifen beginnt, wie erfolglos alle Strapazen waren.

Er stößt die Da-arque mit seinem Stiefel an, legt ihren Arm frei, in den ihr Name eingebrannt sein müsste. Kein Name. Nur vernarbte Haut. Er schnaubt verbittert. »Ihr Dunklen. Uns stellt ihr vor die grausamsten Prüfungen. Und was habt ihr für euresgleichen? Eine *Namenlose*!« Er spuckt diese Worte fast aus. »Eine appetitliche obendrein.«

Die Da-arque kauert nackt auf dem Boden. Ihre Haut ist glatt und hat diesen zarten Grünstich, der eine Da-arque-Frau von einer Menschenfrau unterscheidet. Sie wendet ihnen den gekrümmten Rücken zu. Ihre Füße sind zierlich, die Arme hat sie vor ihren kleinen Brüsten verschränkt und ihr Gesicht ist unter einer Wolke aus glänzend braunem Haar verborgen. Sie zittert. Nymroth kann riechen, wie hungrig sie ist. Wie ängstlich. Wie schwach.

»Worauf wartet ihr, Da-arque, bestreitet Eure Prüfung!«, diesmal spuckt der Knochenelf tatsächlich, so wütend ist er. »Besteigt sie und schneidet ihr die Kehle durch, das dürfte euch bei diesem knackigen kleinen Arsch wohl kaum schwerfallen.«

Die Namenlose kauert sich noch fester zusammen, als sie das hört. Der Atem stößt ihr zitternd aus der Brust. Nymroth blickt auf, sucht den Druiden. Der blickt zurück. In seinem Totengesicht ist keine Regung zu erkennen, kein Hinweis darauf, was es zu bedeuten hat, dass diese Frau in seinem Schatten kauert.

In den Winkeln der Kabine ist ein Rascheln zu hören. Die Augen von Föhrensklaven blitzen auf. Seit der schwarze Dunst sich aufgelöst hat, verbreitet sich der Duft der Namenlosen in der Kabine, und die Sklaven haben ihre Witterung aufgenommen. Ihre Bewegungen sind fahrig vor

Gier, aber der Kadaver ihres Genossen liegt noch da, niedergestreckt von *Nymroth*, dem *Leibspalterfels*, und er scheint sie wie eine Warnung zurückzuhalten.

»Worauf wartet Ihr?«, wiederholt der Knochenelf, aber der Zorn ist aus seiner Stimme verschwunden. Sein Blick liegt wachsam auf *Nymroth* und in seinen Augen beginnt es zu funkeln. Da zupft ein listiges Lächeln an seinen Lippen.

»Wenn Ihr keinen Anspruch erhebt, wird es jemand anderes tun, Dunkler. Sind das nicht Eure Regeln? Namenlose bringt man um. Aber vorher sind sie zum Vergnügen desjenigen da, der sich als Erster an ihnen bedient. Selbst wenn man nur ein Föhrensklave ist, ein Unterster der Unteren. Und wir beide wissen genau, welche Vergnügen einem bei diesem Prachtexemplar in den Sinn kommen, nicht wahr?« Er stößt die Da-arque mit dem Fuß an, dreht sie grob herum, der Vorhang aus Haaren löst sich von ihrem Gesicht.

Nymroth schluckt.

Da ist es wieder.

Dieses Gefühl, so unbekannt und verwirrend. Heißer und heißer wird es und da gesellt sich noch ein anderes Gefühl zu ihm, nicht weniger heiß, nicht weniger grell. Es quält ihn, doch auf die süßeste Art, mit der er jemals gequält wurde. Noch ehe sein Verstand begreift, wo er dieses Gefühl schon einmal gewittert hat, dreht er sich zu den beiden Menschlein um, die eng umschlungen beieinander stehen und ihn mit offenen Mündern anstarren.

Bei dem Gedanken die Namenlose zu nehmen, hier, jetzt, in all ihrer Angst, schnürt sich ihm die Kehle zu. Und bei dem Gedanken ihr die Kehle durchzuschneiden, spürt er, wie diese beiden unbekannten

Gefühle in ihm explodieren und wie sie ihm in die Augen schießen, diese verfluchten Tränen ...

Der Knochenelf lacht auf. »Oh ihr Heiligen! Das also ist meine Prüfung? Ein neues Lied für die Tavernen! Eine der unglaublichesten Weisen, die jemals ein Barde aus den Tiefen des Garag-Thar mitgebracht hat!« Er nimmt seine Harfe in die Hand. »Ich nenne es ...«, er schmettert einen gewaltigen Akkord, »*Des dunklen Prinzen schlagend Herz!*« Der Akkord zerbricht zu einer zarten, süßen Melodie. Der Elf scheint sie aus dem Feuer zu weben, das Nymroth aus der Brust schlägt. Nymroth muss sich abwenden, spürt, wie eine dieser Tränen zu Boden fällt.

»Was werdet Ihr tun, dunkler Prinz? Seht nur, die Sklaven, wie sie immer näher kommen!«, und plötzlich entstellt sich diese zarte Tonfolge zu einer Spottmelodie, die der Elf mit albernem Gesang unterlegt.

»Doch töten, töten, dürft ihr die Sklaven nicht
Auch den Niedersten steht zu, was die Verlorene verspricht
Das Besitzrecht an ihr
Hat wer hinein als erster sticht!«

Nymroth sieht ihn nur aus dem Augenwinkel, diesen albernem Tanz, den der Elf zu seiner Spottmelodie aufführt. Er selbst kann nur die Namenlose anstarren. Sie blickt aus diesen dunklen Augen zurück, scheu und verängstigt. Doch dann scheint sie dieses Feuer zu bemerken, das in Nymroth brennt. Ganz sacht zieht sich der Schleier aus Furcht aus ihren Augen zurück und weicht etwas anderem, das Nymroth in die Brust fährt, heller und heißer als diese Lichtbögen, die der Druide auf ihn geschossen hat. Es leuchtet ihn von innen aus, verbrennt jeden Gedanken und vereinigt sich mit diesem Feuer, das ihn mit Haut und Haar verzehrt.

»Was ist mit unserem frommen Büßer hier?«, fragt der Elf. Er spricht, doch der Rhythmus seiner Worte passt zum Takt der Melodie, die er auf

seiner Harfe spielt. »Könnt Ihr sehen, mit welchem Blick er Euer namenloses Herzblatt beehrt, Dunkler? Könnt Ihr sehen, wie sich sein Büsserkleid beult, bei ihrem Anblick? Oh, was glaubt Ihr, wird er tun, wenn ich ihm von den Freuden einer Da-arque Frau berichte! Von diesen beiden Öffnungen, die so eng sind wie ein Knabenhintern!«

Schon geht sie wieder nieder, die Peitsche des Büssers, und sein Gestank nach Lust erfüllt Nymroth mit einem Zorn, der ihn fast verzehrt.

»Oh Herr ... vergebt mir, Herr ...«, doch das Gemurmel des Büssers geht unter im Gelächter des Knochenelfen, der sich an Nymroths Verzweiflung weidet. Er frisst sich satt an diesem Leid und webt es in seine Melodien, die er dann wie eine Trophäe mit auf die Oberwelt nehmen kann.

»Doch töten, töten, dürft Ihr den Büsser nicht

Auch er darf in das Loch, das die Verlorene verspricht ...«

Nymroth fällt auf die Knie. Seine Hände schweben über der Namenlosen, doch er wagt es nicht, sie zu berühren, so als ob ihn etwas daran hindere, als ob er eine Erlaubnis bräuchte, eine Erlaubnis von ihr ... Oh, beim Garag-Thar, was mag diese Prüfung nur von ihm fordern! Wie soll er diesen Brand in seiner Brust bezwingen? Ist es das? Soll er dieses Gefühl niederringen, sich in sie hineindrängen, in ihr ergießen und ihr dann einen Dolch in den Leib rammen, so viele Tränen er dabei auch vergießen mag?

Er spürt, wie es kalt in seiner Brust wird bei diesem Gedanken. Kalt und hart und dunkel. Das Licht in ihm erlischt. Das Feuer auch. Erst als all das verschwindet, bemerkt er, mit welcher Wärme es ihn erfüllt hat, mit welcher Kraft. Er bemerkt, dass ihm etwas aus den Fingern gleitet,

etwas Mächtiges, das nie wieder zurückkehren wird, wenn er es jetzt gehen lässt.

Das Gefühl erlischt bei dem Gedanken daran, dass sie verlischt.

Etwas in ihm stirbt bei dem Gedanken, dass sie stirbt.

Das Licht in ihm siecht dahin und all das, was eben noch strahlend warm und erleuchtet war, wird von Kälte heimgesucht.

Und von Schatten.

Nymroth schnappt nach Luft.

Plötzlich wird ihm klar, was seine Prüfung ist.

Hüte dich vor dem Schatten ...

Die Erkenntnis flutet ihn, erleuchtet ihn, erleuchtet seine Augen, steckt ihn in Brand. All die Furcht löst sich auf. Die Namenlose scheint das zu spüren. Sie richtet sich auf, kniet sich vor ihn hin und hebt den Kopf. Direkt in die Augen blickt sie ihm, streckt die zarten Hände nach seinem Gesicht aus und ...

»Doch wer bleibt wohl übrig

Wenn niemand sich hier traut?« Der Knochenelf ist herbeigesprungen.

»Wer wird sich versenken

In der namenlosen Braut?« Der Elf wirft seine Harfe weg. Was bleibt ist sein Gesang, heiser vor Wollust.

»Der Dunkle ist es nicht

Nur ein Prinz aus Schall und Rauch

Stumpf sind seine Zähne

Und sein Säbel ists wohl auch«

Der Knochenbarde packt die Da-arque am Genick und drückt sie zu Boden. Dann kniet er sich hinter sie, blickt Nymroth in die Augen und drückt sich mit lustvollem Knurren gegen ihren Hintern. Er streicht ihr über die nackten Flanken. Sie erschauert und Angst entströmt ihr. Es ist

ein fremdes Gefühl für einen Da-arque und doch erfasst es Nymroth – es steckt ihn an, erfüllt ihn, quält ihn. Der Knochenelf genießt es. Zieht seine Hose herunter und legt die pochende Männlichkeit auf den nackten Rücken der Namenlosen ab. Er bewegt sich vor und zurück, im Rhythmus seiner Strophe; man kann ihn kaum noch verstehen, so heiser ist seine Stimme geworden.

»So verzweifelt er auch ist

Der Dunkle kann nichts tun

Sein Gesetz sagt ihm deutlich ...«

Nymroth springt vor und packt das Gesicht des Elfen. Dieser lacht und sein Speichel bespritzt Nymroths Handfläche.

»Was glaubt Ihr wird der Hohe Rat mit Euch anstellen, wenn Ihr Euch über Eure heiligsten Gesetze erhebt, Dunkler? Wir beide wissen, dass ihr mir gestatten müsst, mit dieser Namenlosen zu tun, was immer ich will, und ...« Nymroth drückt zu. Die Zähne des Elfen knacken, als sie ihm aus dem Kiefer brechen. Seine Augen springen auf und jeder seiner Atemzüge verspritzt Zahnsplinter über Nymroths Arme.

»Ich erhebe mich über kein Gesetz, Knochenbarde«, sagt Nymroth. Er ist überrascht, wie seine Stimme klingt: Weich, hell, warm und jung. Er fährt die Krallen aus und zieht sie über das Gesicht des Knochenelfen. Sie fahren durch das Fleisch wie ein heißer Sporn durch erstarrtes Fett. Die Haut des Elfen klappt wie ein Lappen herab, baumelt ihm vom Kinn und entblößt die Ruine eines zerstörten Kiefers. Ausgebrochene Zähne liegen zersplittert auf einer Elfenzunge, die nun keine Spottlieder mehr anzustimmen vermag. Nur kurz kann man es sehen, dann sprudeln Fontänen aus Blut darüber hinweg, spritzen Nymroth ins Gesicht, prasseln auf den nackten Rücken der Da-arque. Nymroth hält den Blick des Elfen mit seinem fest.

»Ich vollstrecke das Gesetz«, sagt er. Dann rammt er die Krallen unter das Kinn des Knochenbarden und durchstößt den letzten Rest unversehrten Fleisches. Er packt seine Zunge und zerrt sie durch den Kieferknochen nach unten, bis sie ihm wie ein tropfendes rotes Schmuckband vor der Brust baumelt.

Der Barde kippt vornüber, klatscht auf den Rücken der Da-arque, rutscht seitlich an ihr zu Boden, und begräbt die Harfe unter seinem eigenen Leichnam. Die Harfe zerbricht mit leisem Knirschen.

Die Dunkle hebt ihren Kopf, sieht ihn mit großen Augen an.

»Ich weiß nun, dass mich der Hohe Rat höchstpersönlich hergeschickt hat«, sagt Nymroth zu ihr, »Dieses Gefühl hier drin ...« Er nimmt ihre Hand, legt sie sich auf die Brust. »Es ist nicht mein Feind. Ich muss es nicht bekämpfen. Es ist mein Wegweiser, dem ich folgen muss. Es zeigt mir Dinge, die kein gewöhnlicher Da-arque je sehen kann, lässt mich Dinge fühlen, die kein gewöhnlicher Da-arque je fühlen kann. Meine Prüfung ist es, die Worte zu entschlüsseln, die mir dieses Gefühl schickt. Und das habe ich. Ich kann es hören: *Astara. Der zarte Glanz am Ende des Hel.*«

Die Dunkle sieht ihn an, den Kopf geneigt, als würde sie nicht verstehen, als würde sich ein Teil von ihr noch immer fürchten. Er nimmt ihr Gesicht in beide Hände.

»Dein Name«, haucht er. »Meine Prüfung ist es, dir einen Namen zu schenken.«

Bei diesen Worten lösen sie sich auch aus ihren Augen ... diese Tränen. Sie nimmt Nymroths Arm und legt ihn sich um ihren Bauch. Gemeinsam sinken sie auf die Leiche des Knochenbarden hinab. Sein Kadaver ist ein weiches Bett, sein Fleisch duftet frisch und zart und sein Blut umfließt sie wie eine warme Decke aus rotem Samt.

Sie drückt sich mit dem Rücken an ihn, er hat ihren Bauch umfasst, kann ihn spüren, ganz weich und warm, wie er sich hebt und senkt mit jedem Atemzug. Ihre Fußsohlen liegen auf seinen Fußrücken. Nymroth taucht die Hand in das Blut des Knochenelfen und Astara leckt es ihm zärtlich von den Fingern.

So bleiben sie liegen, auch als das Totenschiff über die ersten Ausläufer des Ufers kracht, als das Schiff anlegt und sacht zur Seite kippt, als das Getrappel all derer zu hören ist, die das Schiff aus der Halle der Geehrten heraus verlassen, um am Ufer den Kuss des Hel zu empfangen. Sie bleiben liegen, bis die Stille einkehrt, bis schließlich die Luke aufgestoßen wird und der Hohe Rat in würdevoller Prozession hereinschwebt.

Astara versteift sich, als der Rat die Kabine betritt und ihr Atem stockt, als die Rauchschwaden des Tha-Arr-Krauts heranwehen. Obwohl der Rauch nur ein paar wenige Qualmfäden zu ihnen durchlässt, entfaltet er bereits seine Wirkung und zupft an den Rändern des eisernen Vergessens, das der Trank zu Beginn der Fahrt in ihre Köpfe gelegt hat.

Nymroth streicht ihr das Haar über die Ohren, atmet ihr in den Nacken. Er kann sehen, wie der Puls gegen ihre Halsschlagader schlägt, heftig, fast ängstlich.

»Ihr habt stolz gekämpft, Baestia vom Stamm der Amazonen.« Die Stimme des Ratsmitglieds ist tief und würdevoll. »Möge Euer Aufstieg zur Oberwelt gesegnet sein und möge der Kuss des Hel den Angehörigen Eures Volkes zeigen, von welchem Schlag Ihr seid.«

Es zischt, als sich das Brandeisen in den Nacken der Amazone gräbt. Sie gibt keinen Laut von sich. Dann hört man das Tappen ihrer Schritte, so leichtfüßig, dass man glauben könnte, sie würde jeden Augenblick aus der Schiffskabine schweben.

Der Hohe Rat kommt näher. Nymroth spürt, wie sich sein Atem beschleunigt. Er spürt, wie das Licht in seiner Brust immer heller leuchtet, wie sich Wärme in ihm ausbreitet und eine Zukunft in Farben malt, die er sich bisher nicht einmal hat vorstellen können. Astara liegt noch immer an ihn geschmiegt und ihr Atem schickt heiße, schnelle Wogen über seine Haut.

»Und Ihr, Bowrin, Priester der Kirche des einzigen Gottes ...«, der Rat wendet sich dem Büsser zu und das Menschlein schnappt verängstigt nach Luft. »Es ist schwer für den Hohen Rat, sich das vorzustellen, das Ihr *Sünde* nennt. Jedoch habt Ihr Euch den Versuchungen des Fleisches widersetzt und zu diesem Zwecke Euer eigen Fleisch versehrt ...« Ein wenig ratlos wirken die Ratsmitglieder unter ihren schillernden Roben. Sie betrachten die blutige Geißel am Gürtel des Büssers und das geschwollene, aufgepeitschte Fleisch an seinem Rücken.

»Möge der Kuss des Hel ...«

Abermals das Zischen des Brandeisens. Der Büsser jault auf, fällt auf die Knie, schluchzt, und muss von Föhrensklaven gestützt und ins Freie geführt werden.

Diese schwachen Kreaturen ...

Nymroth verscheucht diesen Gedanken. *Nur noch dieses Menschenpaar und der Barbar, dann fällt das Urteil über mich!* Er kann es sich schon fast vorstellen: Eine Zeremonie, mit der er in den Höchsten Rat aufgenommen wird. Ein Weiser, der im Flüstern des Hel die Namen aller Geschöpfe hören kann. Er wird den neugeborenen Da-arque ihre Namen schenken! Und auch Astara wird aufgenommen werden, an seiner Seite, um dem Volk der Da-arque dieses neue Gefühl nahezubringen, diese ... Ehrfurcht vor dem einzelnen Leben! Und um ihnen dieses andere Gefühl

zu vermitteln, dieses Gefühl, das so machtvoll und gewaltig und strahlend ist, dass selbst Nymroth keinen Namen dafür findet.

Er drückt sich ein wenig fester an Astara heran, hält inne, als sich ein seltsamer Bruch in ihren Duft mischt, ein ängstlicher Geruch, ein schmerzerfüllter Geruch.

Der Hohe Rat widmet sich dem Menschenpaar. »Junius«, sagt der Oberste, »Lisbeth. Selten haben wir so viel Stärke gesehen von zwei Geschöpfen, die man für die schwächsten halten könnte.« Die Stimme des Rates ist kraftvoll und das Feuer, in dem die Brandeisen warten, lodert hell. »Ihr habt größte Angst in Kauf genommen, größten Schmerz, größte Scham und seid doch nicht zurückgewichen.« Lisbeth schlägt den Blick nieder, als die Hand des Obersten sanft über ihre Wange streicht. »Und Ihr ...«, sagt er dann zu Junius, »Ihr habt stumpfen Stolz besiegt.« Der Oberste legt eine Hand auf die Schulter des Knaben, doch der wagt es nicht aufzublicken. »Wie leicht wäre es gewesen, Euer Leben zu verschwenden in einer Geste leeren, sinnlosen Heldenmutes. Doch Ihr wart bereit, Eure Seele mit dem Grauen dessen zu quälen, was Eurer Frau an körperlicher Qual erwartet hat – in dem Wissen, dass dies der einzige Weg ist, der Euch und Eurem Kind das gemeinsame Leben schenken kann.« Der Bursche blickt noch immer nicht auf. Scham entströmt ihm, doch der Rat stimmt aus vollem Hals den Psalm ihrer bestandenen Prüfung an. »Liebe ist es, die Ihr prüfen wolltet, und Liebe habt Ihr gezeigt, in einem Maß, das selbst für Euer Volk außergewöhnlich ist.«

Liebe ...

Nun stockt auch Nymroth der Atem. Dieses Wort ... Er kennt es! Der Vorhang des Vergessens lichtet sich immer mehr, je dichter der Rauch des Tha-Arr-Krautes wogt, und dieses Wort strahlt dahinter, hell wie der Hel am Horizont. *Liebe*, das ist dieses Gefühl, das seine Brust erhellt, das

ihm diese Farben zeigt, das ihm Astaras Namen geschenkt hat. *Liebe und Ehrfurcht vor dem Leben*. Zwei Dinge, so furchtbar schwach klingen sie in den Ohren eines Da-arque, doch so lodernd heiß brennen sie, wenn ein Da-arque sie erst in seine Brust gelassen hat. So viel Kraft haben sie, mehr noch als es Zorn je könnte. Eine Kraft, die selbst den *Leibspalterfels am Klingenpass* zu Staub zermalmt.

Astaras Atem beschleunigt sich, als der Rat näher kommt. Nymroth würde gerne glauben, dass sie von der gleichen Freude erfüllt ist wie er, aber dieser Geruch, den sie verströmt, ist so seltsam. Ganz sacht ist er, verborgen in ihrem Duft, als ob sie ihn vor Nymroth verstecken wollte.

Nun ist es der Barbar, über den der Rat sein Urteil fällt. »Auch Ihr habt höchste Tapferkeit bewiesen, Katar, vom Volk der Barbaren.« Nymroth kann sich kaum auf die Worte des Rates konzentrieren. Er drückt sich etwas fester an Astara heran, hofft, dass sie seinen Druck erwidert, hofft, dass dieser Geruch nachlässt, der ihn mit kaltem Schmerz quält und der sich wie ein Schleier auf das Leuchten in seiner Brust legt. Doch sie ist wie erstarrt. Ihre Hand liegt auf seiner, aber es fühlt sich an, als wäre eine Wand aus Glas zwischen ihnen.

Der Hohe Rat bemerkt von alledem nichts. »Ihr habt Euren Bruder getötet, ehe er Schande begehen konnte«, sagt der Oberste zu dem blinden Barbaren. »Ihr habt Euch selbst geblendet, um Eurem Bruder letzte Ehre zu erweisen. Mut. Das war Euer Anliegen, als Ihr hier ins Garag-Thar hinabgestiegen seid. Mehr Mut wolltet Ihr beweisen, als je einer von Euch hatte beweisen müssen. Diese Prüfung habt Ihr bestanden.«

Das Zischen des Brandeisens kann Nymroth kaum noch hören. Das Blut rauscht ihm in den Ohren, kalter Schweiß tritt ihm auf die Stirn. Sein Magen rebelliert, als hätte er einen Krug mit ranzigem

Kuckucksmann-Blut die Kehle hinuntergestürzt. Er streicht über Astaras Gesicht. Sie hat sich von ihm abgewandt, ihr zarter Hals liegt frei und der Puls schlägt dagegen, schnell, hart, wie bei einem Kaninchen, das man an den Ohren aus seinem Bau gezerzt hat.

Nymroth starrt darauf. Ohne zu wissen warum, flutet Furcht seine Brust wie Eiswasser. Seine Hände beginnen zu zittern.

Dann fällt der Schatten des Rates endlich über die Da-arque und ihn. Er legt sich wie eine dunkle Decke über diesen pochenden Hals, der Nymroth mehr Angst macht, als alles, was er je in seinem Leben gesehen hat. Doch er nimmt sich zusammen. Löst sich von der Da-arque. Steht auf.

»Hoher Rat«, sagt er. »Ich weiß, dass Ihr mich hier hinabgeschickt habt, um ...« ... *dieser Namenlosen einen Namen zu schenken*. Das will er sagen, doch er kann es nicht. Zweifel suchen ihn heim. Der Rauch des Tha-Arr steigt ihm in die Nase und legt immer mehr Erinnerungen frei. Gesichter, Begegnungen, Gefühle. An einen Auftrag vom Hohen Rat erinnert er sich nicht. *Und wenn ich mich geirrt habe?* Aber jetzt ist es zu spät. Er hat seine Entscheidung gefällt.

Im Schatten erhebt sich die Da-arque. Langsam. Das Haar fällt ihr ins Gesicht, als wollte sie den Ausdruck darin vor Nymroth verbergen.

»Ich ...«, stottert Nymroth, und seine Stimme klingt so unsicher, wie er sich fühlt. »Ich weiß, dass es meine Aufgabe ist, der Namenlosen einen Namen zu schenken, und ...«, er streckt seine Hand nach der Da-arque aus. Sie blickt nicht auf. Hebt nur eine Schulter, als wollte sie sich vor Nymroths Blicken schützen. Etwas tropft von ihrem Gesicht. *Tränen*.

»Astara«, krächzt er, seine Stimme zittert und kippt, er weiß nicht warum. Seine Sicht verschleiert, Tränen tropfen zu Boden, es ist ihm egal. »Das ist ihr Name! *Astara, der Glanz am Rande des Hel ...*«

Der Rat sieht ihn an. Schweigt. Das Brandeisen glüht in den Kohlen vor sich hin. Der Druiden hockt noch immer da, vom Rat unbeachtet, wie es schon immer Brauch war, und seine weißen, vernarbten Augen liegen auf Nymroth.

»Ihr habt ...«, sagt der Rat, und es scheint ihn viel Kraft zu kosten, diesen Satz fortzuführen. »Ihr habt diese Prüfung bestanden.«

Nymroth ist so erleichtert, dass er fast hingefallen wäre. Das Summen in seiner Brust verstummt, die eisige Flut aus Furcht weicht zurück, und die Anspannung aus seinem Körper. Seine Knie werden so weich, dass er sich abstützen muss.

Der Hohe Rat kommt auf ihn zu.

Der Rat geht an ihm vorbei.

Der Rat bleibt vor Astara stehen.

»Ihr habt es geschafft. Ohne Namen habt Ihr die Überfahrt gemeistert, habt Euch in die Obhut eines Druiden begeben, obwohl es bisher nie jemand gewagt hat, einen von seiner Art anzusprechen.«

Dann wandert der Blick des Rates zu Nymroth. Augen wie Knochendolche bohren sich in seinen Leib.

»Ihr habt es sogar geschafft«, sagt der Oberste und stockt. Seine Stimme ist an Astara gerichtet, doch seine Augen liegen auf Nymroth. Verachtung steigt von ihm auf, wie Qualm von einem Totenfeuer. »Ihr habt es geschafft, dass dieser Geächtete die Gesetze des Garag-Thar beschmutzt.« Ohne den Blick von Nymroth zu nehmen, macht der Oberste ein Handzeichen und Föhrensklaven schleppen die Leiche des Knochenelfen in die Schatten. Ihr Streit um die Überreste erfüllt schnatternd die Schiffskabine.

»Geächtet?«, stößt Nymroth hervor. Ein Geächteter liegt noch unter einem Namenlosen, der wenigstens einen ehrenvollen Tod sterben kann.

»Aber ich bin Nymroth, der Leibspalterfels am ...«

»Nein, seid ihr nicht.«

Alle Köpfe drehen sich nach der Stimme um. Im Eingang zur Fahrenkabine ist das Menschenmädchen erschienen.

»Ich kenne Euch«, sagt sie zu Nymroth. »Ich wusste es, sobald sich der Schleier des Vergessens gelichtet hat. Ich kenne Euch!« Sie kommt näher, geht ängstlich an den Fahrensklaven vorbei, die eifersüchtig die Überreste des Knochenelfen an sich raffen, als fürchteten sie, jemand könnte es ihnen streitig machen. »Ihr wart bei uns im Dorf. Habt Euch für unsere Bräuche interessiert. Euer Name ... Ihr habt Euch für ihn geschämt!« Sie sieht Nymroth in die Augen. »Der Name ist *Dyzmal. Der Versehrte*.« Nymroth prallt zurück. Dieser Name! Diese Schande ... »Aber ...«, fährt das Menschenmädchen fort.

»Was wollt Ihr noch hier, Menschenfrau!«, herrscht der Rat sie an. »Eure Prüfung ist bestanden! Geht mit den anderen und maßt Euch nicht an, die Rechtsprechung des Rates zu besudeln!«

Das Mädchen schlägt den Blick nieder. Kommt dennoch näher. Da ist sie wieder, diese unglaubliche Kraft, die diesem zarten Geschöpf entströmt.

»Verzeiht, Hoher Rat, ich möchte nicht in Eure Rechtsprechung einwirken, doch bitte erlaubt mir zu sprechen, was mir auf der Seele liegt.«

Der Rat sieht sie an. Schweigt. Das Mädchen versteht es offenbar als Erlaubnis.

»Meine Prüfung ist bestanden, ja, und deswegen bin ich wieder hier. Meine Prüfung war die Liebe. Glaubt mir, wenn ich Euch sage, dass ich

sie spüren kann, so wie ein Samenkorn die Sonne spüren kann, die auf die Erde fällt, in der es liegt.« Sie holt tief Luft. »Und hier habe ich sie gespürt. Liebe. Heiß und tief und echt.«

Der Oberste richtet sich auf. »Das, mein junges Menschenkind, ist der Grund, warum wir diesen Da-arque geächtet haben. Warum wir ihn hierher geschickt haben, mit falschem Namen gebrandmarkt, eine Prüfung für diese namenlose Da-arque, deren Recht es ist, ihren Namen zurückzuerkämpfen. Darum ist er hier. Weil er sich mit diesen Menschendingen beschmutzt hat. Mit Mitgefühl. Mit Liebe. Mit ...«

»Ich spreche nicht von ihm«, sagt die Menschenfrau.

»Ich spreche von ihr.«

Alle Köpfe drehen sich zu Astara. Sie hat den Blick gehoben. Sieht Nymroth an ... nein, sie sieht Dyzmal an. Den Geächteten. Ihre Augen schwimmen in Tränen, ihre Mundwinkel sind herabgezogen und zucken, ihr Herz schlägt so heftig, dass man es fast hören kann. Niemand sagt etwas. Nur der Druide lacht ein leises, heiseres Lachen in sich hinein.

»Erlaubt mir, Hoher Rat«, sagt die Menschenfrau, »Ich erfuhr, dass es bisweilen möglich ist, einen Da-arque in die Verbannung an die Oberwelt zu schicken.«

»Eine Strafe, schändlicher noch als der Tod am Hungerfelsen«, entfährt es einem Ratsmitglied.

»Für ihn nicht!«, sagt die Frau, und der Geächtete muss sich abwenden, weil all die Erinnerungen zurückkehren und ihn mit der schlimmsten Schande bewerfen, mit der ein Da-arque beworfen werden kann. »Er hat unseren Geschichten gelauscht, mit unseren Kindern gespielt, und ...« Sie unterbricht sich. Blickt zu der Da-arque, die ihren Blick aber nicht erwidert. Dann tastet sie nach dem Brandzeichen in ihrem Nacken. »Wir werden mit dem Zeichen der Prüfung zurückkehren und niemand im

Dorf wird sich uns verweigern, wenn wir zwei Da-arque bei uns aufnehmen ...«

Der Geächtete spürt, wie diese Worte Hoffnung in ihm wecken, und damit strömen die Scham und die Schande herbei, sie fluten ihn mit heißem Gift. Hoffnung und Scham zerren an ihm wie die erbittertsten Feinde. Doch dann sieht er, wie die Da-arque den Blick hebt. Wie sie ihn ansieht.

»Es ist Eure Entscheidung«, sagt der Rat zu der Namenlosen. Ihre Augen liegen noch immer auf dem Geächteten. Der Rat folgt ihrem Blick. Ihren Bewegungen. Sie kommt näher. Der Leib so zitternd, die Augen so weich. Das Menschenmädchen beobachtet das und legt sich eine Hand auf den Mund.

Der Rat reicht ihr einen verzierten Knochendolch. Sie nimmt ihn auf. Kommt auf den Geächteten zu. Bleibt vor ihm stehen. Er kann es spüren. Es ist wie ein Band zwischen ihnen. Es ist, als würden sie miteinander sprechen, ohne miteinander zu sprechen. Er lehnt sich vor. »Bring es zu Ende«, flüstert er. Seine Stirn berührt ihre Stirn. Sie zittert. Tränen tropfen von ihrem Gesicht zu Boden.

Dann klappert etwas.

Der Dolch ist zu Boden gefallen.

Sie hebt den Kopf. Sieht dem Geächteten in die Augen. Schmiegt sich an ihn. Öffnet den Mund, berührt seine Lippen damit, ganz zart, als wäre seine Haut etwas Verwundbares, das sie nicht zerquetschen möchte. Er erwidert es. Kann die feinen Härchen auf ihrer Haut spüren, schmeckt ihren sanften, süßen Geschmack. Seine Zähne berühren ihre Zähne, sie öffnet den Mund und ihre Zungen berühren sich, sanft und schüchtern. Ihr Atem streicht in seinen Mund und erfüllt ihn. Oh, welches Gefühl sich in ihm ausbreitet. Zwei Körper, die denselben Atem atmen, die zu

einem einzigen Geschöpf verschmelzen, zu einer einzigen ... Seele. Er nimmt ihr Gesicht in beide Hände, spürt, dass sie diese Geste erwidert. Trocken und weich und warm liegen ihre Hände auf seinen Wangen. Dann gleiten sie seine Haut herab, streichen über seinen Hals und ... oh! Was war denn das? Ein kleiner süßer Schmerz sticht ihn dort, folgt der Bewegung ihrer Hände, breitet sich aus, wird warm, wird feucht, wird kalt.

Er will nicht glauben, was er sieht: Die Kralle, die sie ausgefahren hat, und das Blut, das ihm aus der Kehle sprudelt.

Ihn verlassen alle Kräfte.

Er stürzt zu Boden.

Blickt von dort unten zu ihr empor. Mit der einen Hand wischt sie sich die Tränen von den Wangen. Mit der anderen entfernt sie das Blut des Geächteten aus ihrem Gesicht.

»So sei es«, sagt der Rat zu ihr. Das Brandeisen zischt in ihrem Nacken, doch im verblassenden Licht seiner Augen kann der Geächtete das gar nicht mehr sehen. »Euer Name soll von nun an *Stynymia* sein«, sagt der Oberste. »*Der süße Stachel des Todes.*«

Und der Tod ist es nun auch, der sich des Geächteten bemächtigt. Die Dunkelheit breitet ihre Schwingen aus. *Hoffentlich bringen sie friedlichen Schlummer*, denkt der Geächtete. *Hoffentlich verlöschen all diese grässlichen Gefühle. Hoffentlich verlischt jegliche Erinnerung an dieses verschwendete Leben.*

★★★

Wir müssen uns beeilen, bevor er sich verflüchtigt!

Der Körper des Druiden schreitet vom Totenschiff. Niemand beachtet ihn. Niemand beachtet die körperliche Hülle, mit der er in dieser Welt

wandelt, doch sie alle spüren die Geschöpfe, die an ihn gebunden sind: ätherische Erscheinungen, gefangene Essenzen, versklavte Seelen, gezüchtigt und erzogen, um ihm zu dienen. Und heute ist er auf der Jagd nach einer ganz besonderen Seele.

Das Schwein trabt über die Schiffsplanken. Es hat diese Seele längst gewittert, quiekt und grunzt und scharrt mit den Hufen, um ihr hinterherzujagen. Doch der Druide maßregelt es mit einem kehligen Knurren, bis es sich vor Angst schnaubend an seine Seite zurückzieht.

»Deine Gier macht dich blind«, zischt er. »Wir dürfen sie nicht verscheuchen.« Dann verlässt er die Schiffsplanken.

Das Totenschiff liegt am Ufer des Kristallstrandes. Der Sand aus zerstoßenen Edelsteinen funkelt und schillert in allen Farben. Das kochende Meer kocht hier nicht mehr. Fast schüchtern dampfen die hereinschwappenden Fluten, Dunstschwaden steigen zur Höhlendecke empor und die Kristalle dort oben knistern und knacken, wenn die Wärme sie berührt. Es ist, als würde die gesamte Höhle miteinander flüstern. Kondenswasser bildet sich an den Kristallen, die dort wachsen, und fällt als kleine Tropfen wieder herab.

Obwohl sich der Hel durch diese meterdicken Schichten aus Kristall kämpfen muss, ist sein Licht noch stark genug, um die Höhlen des Kristallwaldes mit einem lebendigen Leuchten zu erhellen.

Die Prozession der Geprüften ist längst verschwunden.

Dort, wo vor kurzem noch die Knochenkutschen auf sie gewartet haben, sieht man nur noch die Spuren, die sie in den Kristallsand gegraben haben. Spuren, die den steilen Weg an die Oberfläche zeichnen. In der Stille kann man noch das entfernte Ächzen der Echsen hören, die man vor die Karren gespannt hat.

Das Totenschiff steht noch da. Still. Es stellt sich tot, obwohl sein Bauch angefüllt ist mit Föhrensklaven, die es kaum erwarten können, von Deck zu kommen und im Kristallwald auf die Jagd zu gehen. Aber sie spüren den Druiden. Sie fürchten ihn und das ist ihr erbärmliches Glück. Wären sie jetzt an Deck gekommen, hätten sie die Fährte seiner Beute verunreinigt, seine Beute vielleicht sogar verscheucht. Selbst ein Da-arque kann sich nicht vorstellen, mit welchem Zorn ein Druide ihn zerschmettern würde, sollte er ihn um etwas derart Seltenes und Kostbares gebracht haben.

Der Druide lauert noch eine Weile am Fuße der Schiffsplanken. Es wäre ihm wohler gewesen, wenn sich wenigstens ein voreiliger Dummkopf gezeigt hätte. Es wäre eine nützliche Abschreckung für die anderen Föhrensklaven gewesen, wenn er ihn langsam in thaumaturgischem Feuer geröstet hätte. Außerdem hätte die frisch verkohlte Leiche eines Sklaven das Schwein ein wenig beschäftigt.

Aber niemand zeigt sich. Dann muss es eben auch so gehen. Der Druide blickt in die verzweigten Höhlenöffnungen des Kristallwaldes und wittert. Er rümpft die Nase. Geister gibt es hier viele. Ausgetrocknete Seelen, die nicht ins Jenseits aufgestiegen sind, als sie noch die Kraft dazu hatten. Nun vegetieren sie hier im Kristallwald, bis sie sich endlich zu astralem Staub auflösen. Sie stinken wie schimmelige Trauben in einer Weinlese und verderben den Duft dessen, was der Druide wittert.

Immer wieder huschen die frischen Toten vorbei. In ihnen glühen noch die Furcht und der Schmerz ihres letzten Augenblicks. Sie sind heiß und wild und manchmal lohnt es sich sie einzufangen, um all ihre Qual, ihre Angst und ihre Energien zu kraftvollen Zaubern zu weben. Doch nicht heute. Das Schwein quiekt unruhig, als die frischen Toten an ihm

vorbeihuschen. Die meisten von ihnen werden bald ins Totenreich entschwunden sein, diese unbekannte Welt, die niemand je betreten hat.

Doch dann stellt das Schwein endlich wachsam die Ohren auf. Der Druide geht in die Knie und folgt seinem Blick. Er legt eine knochige Hand auf seinen Kopf. *Nur ruhig*, denkt er. *Diese besonderen Toten sind langsam, aber scheu. Wir müssen sie behutsam ernten, bevor sie ins Jenseits aufsteigen können oder zu Geistern werden.*

Das Schwein trabt voraus, schnuppert, betritt einen schmalen Höhlengang. Der Druide folgt ihm, duckt sich, berührt die Kristalle, die wie Schwerter in den Weg hineinragen. *Ja*, denkt er. *An einem solchen Ort würde sie sich verstecken.* Die Kristalle hier sind dunkel, von grauen Schlieren durchwirkt und das wenige Licht, das sie durchdringen kann, sieht schmutzig und trüb aus. Jetzt kann es auch der Druide riechen. Es ist ein mächtiger Geruch, süß und bitter und brennend scharf.

Er legt dem Schwein abermals die Klaue auf den Kopf. *Bleib!*, befiehlt er und das Schwein bleibt widerwillig zurück, während sich der Druide tiefer in die Höhle zwängt.

Da kauert sie.

Die Seele von Nymroth, dem Leibspalterfels am Klingepass.

Oder nein: Die Seele von Dyzmal, dem Versehrten.

Sie ist niedergedrückt von der Qual ihrer letzten Augenblicke. Sie wird nicht ins Jenseits aufsteigen und sie wird nicht fliehen.

Auf der Bruchstelle eines abgebrochenen Kristalls hockt sie, als würde sie auf dessen Scherben hinabblicken. Sie ist von fahlem, astralem Schimmer eingefasst, zerbrechlich wie eine Seifenblase, und angefüllt mit Leid, so süß, so giftig. Ein Schimmer flimmert über ihre Oberfläche, als die Klaue des Druiden sich nähert. Vielleicht ist es ein Flimmern der

Furcht, das Flackern einer Vorahnung dessen, was der Druide mit ihr vorhat – sie macht dennoch keine Anstalten zu fliehen.

Wie eine Pfütze aus Quecksilber schwimmt die Seele des Geächteten auf der Handfläche des Druiden, so wunderschön, so glühend heiß, so bitterkalt – so tödlich giftig.

»Ich habe dich gesehen, Geächteter«, flüstert er ihr zu, »Wie sie dich zu den Totenschiffen geschleift haben. Wie du dich gewehrt hast, als sie dir den Vergessenstrank eingeflößt haben. Ich habe gesehen, wie du diese Namenlose angestarrt hast. Und wie diese Namenlose zurückgestarrt hat.« Der Quecksilberglanz der Seele lodert auf, als der Druide die Da-arque-Frau erwähnt, und stößt Wellen süßer Hitze aus. »Auch ich habe einen ausgeprägten Geruchssinn, wusstet Ihr das? Nicht Eure primitiven Nüstern, die den Gestank von Ausdünstungen entschlüsseln können. Ich kann Gefühle riechen.« Die Quecksilberpfütze rührt sich nicht. »Und bisweilen ist es meine Leidenschaft, diese Gefühle ... wie soll ich sagen: *einzupflanzen* und zu kreuzen und zu düngen und großzuziehen, bis schließlich etwas aus ihnen wächst, das ich ernten kann. So wie dich.« Er kann sich kaum von dem Anblick lösen, der da silbrig in seiner Handfläche wogt. Kein Aufbegehren. Einfach nur gelähmtes, siedendheißes Leiden. »Und wie selten ist es, dass sich eine solche Gelegenheit bietet? Dass da etwas derart Kraftvolles heranwachsen kann? Eine Komposition, die ihresgleichen sucht.« Er atmet aus. Nimmt ein Fläschchen von seinem Gürtel, lässt das quecksilberne Leuchten hineinrieseln und verkorkt es sanft. *Nymroth*, schreibt er auf das Etikett. Ein letzter Spott für Dyzmal, den Versehrten.

Er verlässt die Höhle. Draußen wartet das Schwein und leckt gierig über die Handfläche des Druiden, als ob da noch ein Hauch der gequälten Seele kleben würde. Der Druide lässt es zu, in Gedanken

versunken. *Oh wie süß die Hoffnung, je höher sie in den Himmel steigt. Wie kraftvoll das Leid, mit dem es dann auf dem Boden zerplatzt.*

Er nimmt das Fläschchen in seine Hand und betrachtet es.

Das gebrochene Herz eines Da-arque.

Es gibt keine Zutat, mit der sich ein tödlicheres Gift brauen ließe.

Seine Reise ins Garag-Thar hat sich wahrlich gelohnt.

Impressum

© / Copyright: 2023 Alf Stiegler

Umschlaggestaltung: Alf Stiegler

Quelle verwendeter Bilder: www.pixabay.com

Rahmen: Pixabay-User »SGND«

Schädel: Pixabay-User »SandmanTSM«

Herz: Gordon Johnson, Pixabay-User »GDJ«

Lektorat, Korrektorat: Susanne Swazyena

Verlag: Alf Stiegler (Selbstverlag)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Autor

Warnhinweis! Der Arbeitskreis toxische Linguistik (AToL) rät dringend davon ab, sich den Texten von Alan Tardy auszusetzen. Laut Ausweisdokumenten heißt Tardy eigentlich »Alf Stiegler«, wurde 1976 geboren, und lebt in einem kleinen Dorf in der fränkischen Schweiz. Den Akten nach arbeitet er als Sozialpädagoge in Nürnberg und hat als »Alf Stiegler« schon mehrere Romane veröffentlicht, die nach gründlicher Begutachtung durch den AToL als größtenteils unbedenklich eingestuft werden. Stiegler selbst behauptet, »Alan Tardy« sei nur ein offenes Pseudonym, eine Kunstfigur, um sich dem Horror-Genre zu widmen. Die psychoaktiv zersetzende Wirkung, die Tardy Texten zugeschrieben wird, leugnet er vollständig. Falls Sie dennoch in den Bann eines seiner Werke geraten sind, empfehlen wir dringend professionelle Hilfe! Besonders wenn Sie folgende (oder ähnliche) Symptome verspüren: Zwanghaftes Schluchzen, episodisch auftretende Qualträume, visuelle, auditive oder akustische Halluzinationen, [Liste nicht vollständig].

www.alantardy.de

<https://www.facebook.com/AlfStieglerAutor/>